

Abschrift Hedwig Ems geb. Frank
(geb. 10.1. 1869 in Halle, gest. 5.6.1958 in Berlin)

[Hedwig Ems fertigte den folgenden Bericht für ihre Nichte Charlotte Levy geb. Frank an, die noch im allerletzten Moment mit ihrer kleinen Tochter im August 1939 nach England emigrieren konnte; ihr Sohn, Hans Levy (jetzt H. Richard Levy kam mit einem Kindertransport 1939 nach England. Später siedelte die Familie in die USA über. Charlotte Levy war die Tochter des Bruders von Hedwig Ems.]

Du, meine liebe Lotte, hast mich schon öfters aufgefordert, meine Erinnerungen an die Nazizeit aufzuschreiben, daß ich heute wirklich damit beginnen will, trotzdem es garnicht so schön ist, sich wieder an die ANGST und alles, was damit zusammenhing, zu erinnern.

Ich muß etwas zurückgreifen und mit dem Sommer 1939 beginnen. Über die Abgabe von Radios, elektrischen Apparaten, Wollsachen, Pelzen, Schmuck und Silbersachen etc. will ich nicht berichten, denn ich weiß, daß Euer Vater Euch das bereits geschrieben hat. Wer aber den Berg von Schreibmaschinen, Plätteisen, Heizkissen etc., Pelze vor allem nicht zu vergessen, nicht gesehen hat, der kann sich überhaupt keine Vorstellung von diesen Aktionen machen. Bei der Silberabgabe soll es genau so gewesen sein, die habe ich aber nicht gesehen, weil ich meine Sachen mit der Post hingeschickt hatte. Die andern Gegenstände habe ich aber persönlich abgeliefert, und da weiß ich, welch ungeheuer große Mengen fortgebracht worden sind. Dabei waren natürlich in Berlin viele Sammelstellen vorhanden, und in allen sollen derartig große Mengen abgeliefert worden sein

Im Juli 1939 wurde meinen Pensionsinhabern mitgeteilt, dass sie die zwei Wohnungen sofort räumen müssten, weil Abteilungen der Nazi da untergebracht werden sollten. Mit vieler Mühe wurde eine andere Wohnung gefunden. Kaum waren wir einen Monat darin, als sich genau dasselbe abspielte und wir wieder umziehen mussten. Dann hatten wir allerdings ein Jahr Ruhe, dann war es dasselbe. Vorher war schon verlangt worden, dass einzeln wohnende Menschen , wenn die Größe des Raumes es gestattete, es war ein Mindestmaß dafür bestimmt, eine zweite Person bei sich aufnehmen müssten, und so bekam ich Frau Elise Hahn (Schwiegermutter von Frau Rosenzweig) in mein Zimmer; eine feine, gebildete Dame, aber sehr nervös. Sie erinnerte mich immer mit ihrem nervösen, zappligen Wesen und ihren Bewegungen an Eure Mutter. Wir kamen aber gut miteinander aus, waren recht befreundet, und als wir wieder aus der Wohnung hinaus mussten, und Cohns keine große Wohnung fanden, um alle Pensionäre mitzunehmen, entschlossen Frau Hahn und ich uns, zusammen ein Zimmer zu suchen und uns allein zu beköstigen. Nach vieler Mühe hatten wir bei einer netten jüdischen Familie, ein Zimmer mit Küchenbenutzung gefunden,

das Zimmer reinigen lassen, sogar einen Kammerjäger dagehabt, Verdunklung anbringen lassen und was sonst noch dazu gehörte, als am Vormittag vor dem Tage, an dem wir umziehen wollten, uns mitgeteilt wurde, dass der Besitzer des Hauses keine Juden mehr in seinem Haus haben wollte. Obgleich ich mich gleich an Hans Gumpert wandte, konnte er auch nichts ausrichten, ebenso wenig wie die jüdische Gemeinde, die uns das Zimmer zugewiesen hatte, weil der Besitzer mit »Speer« in Verbindung stand und deshalb nichts zu machen war. Frau Hahn lag mit einer Nierenbeckenentzündung zu Bett. Ich musste dann den Tag herumlaufen und alles abbestellen, Möbelwagen, Tapezierer usw. Es war furchtbar. Es schreibt sich alles so einfach, aber es war es nicht. Aus unserem Zimmer mussten wir hinaus; weshalb, weiß ich selber nicht mehr, und wir wussten nicht wohin. Ein jeder, an den wir uns wandten, hatte Angst, uns aufzunehmen, und wir gingen ernsthaft mit dem Gedanken um, uns das Leben zu nehmen, als uns durch einen Verwandten von Frau Hahn noch zu guter Letzt eine Wohnung, resp. ein Zimmer genannt wurde, das wir mieten konnten, und dann, im Februar 1942, bei grimmiger Kälte, einzogen. Dabei erkältete sich Frau Hahn von Neuem, sodaß sie sich gleich zu Bett legen musste. Unsere Wirte waren sehr wenig entgegenkommend. Zum Schluß war ich sogar mit ihnen befreundet, aber erst nachdem ich in einer sehr heftigen Auseinandersetzung Herrn Dr. meine Meinung gesagt und sein Benehmen »unmenschlich« genannt hatte. Er verlangte, daß ich das zurücknehme, was ich aber nicht getan habe. Es waren aber trotzdem sehr feine, gebildete Menschen, mit denen ich außerordentlich gut stand, besonders nachdem ich allein war. Kaum waren wir eingezogen, als Frau Hahn registriert wurde. Das war der Anfang von der Evakuierung. Da aber die Akten wohl verlegt waren, so hatte sich ihre Evakuierung bis zum August hingezogen. Da unsere Wirtin uns nur ungern in ihrer Küche sah, so haben wir, des lieben Friedens willen, mittags in einer Volksküche gegessen, und ich habe Frau Hahn das Essen mitgebracht, solange sie krank war. Da zu Hause aber die Pflege für mich zu anstrengend war – ich musste nachts so und so oft aufstehen – kam Frau Hahn dann in eine Klinik. Bei jedem Klingelzeichen erschreckte man und zitterte, denn immer fürchtete man die Gestapo oder jemand, der registrierte. Die Angst war, sowohl die letzte Zeit in Berlin als auch die ganze Zeit in Theresienstadt, die ständige Begleiterin, die uns nicht einen Moment verließ. Bei Dr. Jungmanns – so hießen unsere Wirte – wohnte noch eine Dame mit ihrem erwachsenen Sohne. Eines Tages kam er nach Hause und erzählte, dass er mit seinem Vorgesetzten einen Wortwechsel gehabt hätte. Am anderen Abend – es war ein Freitag, und da die Leute fromm waren, hatte die Mutter ein besseres Abendbrot gemacht – sie wartete und wartete, und wir natürlich mit ihr, aber der Sohn kam nicht, auch am anderen Tage nicht, bis dann am späten Abend ein Kollege kam und erzählte, dass er verhaftet worden sei. Wenige Tage später ist er dann mit 250 anderen jungen Menschen, die sich ganz kleine Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen, vielleicht nicht richtig über die Straße gegangen waren oder ähnliches, erschossen worden, was der Mutter mit kurzen Worten von der jüdischen

Gemeinde aus mitgeteilt wurde. (Die Frauen dieser erschossenen Männer mit ihren kleinen Kindern hatte man dann nach Theresienstadt transportiert, unter der Angabe, dass sie dort ihre Männer vorfinden würden. Als sie dann dort waren, mussten sie sich alle auf dem Hof in der Kavalierekaserne versammeln, und es wurde ihnen dann ganz kurz mitgeteilt, daß ihre Männer erschossen seien.) Im Juni wurde dann die Dame registriert, Frau Pick, die bei uns noch wohnte, bald darauf auch Herr und Frau Dr. Jungmann. Frau Dr. J. bekam einen Weinkrampf. Denn es unterlag ja keinem Zweifel, daß die Tage in Berlin nur noch gezählt sein würden. Ich war noch verschont geblieben. In den ersten Tagen des August bekam dann Frau Pick die Mitteilung, daß sie in den nächsten Tagen abgeholt würde, ebenso Frau Hahn, sodaß ich mit Dr. J's allein in der Wohnung blieb. Am 4. September 1942 klingelte es mittags – wir hielten alle Mittagsschlaf - und die Gestapo war da, um Dr. J's abzuholen. Es war damals eine große Aktion gegen Ärzte, die einfach abgeholt wurden, so auch meine Wirte, die keine Nachricht darüber erhalten hatten und sich innerhalb einer halben Stunde transportfähig machen mussten. Ich blieb allein zurück.

Bevor ich weiter berichte, muss ich noch einmal auf das Ende des Jahres 1941 zurückkommen. Eines Tages erhielt ich eine Vorladung von der Gestapo zum Polizeipräsidium nach dem Alexanderplatz. Der Schreck und die Angst! Am anderen Tag ging ich hin. Ich musste durch eine eiserne Tür, die sich hinter mir schloss, und die ich nur mit diesbezüglicher Genehmigung wieder verlassen konnte. Als ich zum

Verhör in das Zimmer gerufen wurde, sah ich, daß es sich um einen Brief handelte, den ich an Ri (*Richard, ihren Sohn*) nach Gurs geschrieben hatte. Es war erlaubt gewesen, mit den aus Belgien Verschleppten zu korrespondieren, was mit einem Male verboten war, ohne daß darüber auch nur das Geringste bekannt geworden war.

Der Mann, der mich verhörte, behauptete, daß ich in dem Briefe auf die Regierung geschimpft habe und derartige Sachen mehr. Da ich aber genau wusste, daß ich nichts Verhängliches geschrieben hatte, so konnte ich auch ziemlich bestimmt auftreten, und man konnte mir nichts beweisen. Als mir dann das Protokoll vorgelesen worden war, musste ich es unterschreiben. Dabei sagte der Verhörer: »Na, das geht ja bei Ihnen recht flott, alle anderen haben Hemmungen und stocken, wenn sie den Namen ›Sara‹ schreiben.« Darauf ich: »Weshalb soll ich denn dabei Hemmungen haben? Sie scheinen nicht zu wissen, was ›Sara‹ heißt. Sara heißt soviel wie Fürstin, und das schreibe ich sogar gern.« Da wusste er und die sämtlichen Männeken, die dabei saßen, nicht, was sie darauf sagen sollten, und als ich dann hinausgehen durfte, sagte er zu mir: »Nun schicken Sie mir mal den Fürsten hinein.« Nach mir kam nämlich ein Herr zum Verhör. Ich war glücklich, als ich wieder auf der Straße war, ohne eingesperrt worden zu sein. Aber kaum 14 Tage später, immer an einem Sonntag, anders taten die Schufte es nicht, erhielt ich wieder eine Vorladung, die mich mit noch größerem Entsetzen erfüllte, denn ich befürchtete, daß meine Äußerung über Sara mir jetzt »das Genick brechen werde.« Ich musste dann nicht nur durch ein

eisernes Tor, sondern sogar durch zwei, von innen nicht zu öffnende Gitter, denn ich war, was ich damals noch nicht wusste, denn Hans Gumpert, zu dem ich in meiner Angst natürlich gleich gelaufen war, hatte es mir verheimlicht, um mich nicht noch mehr aufzuregen, wegen Spionage vorgeladen. Es handelte sich auch diesmal um einen Brief, den ich an Ri geschrieben hatte. Der Herr, der mich verhörte, war aber sehr höflich, anständig und sachlich und nach 20 Minuten Verhör war ich wieder draußen. Ich hatte es selbst nicht zu hoffen gewagt, daß ich auch diesmal wieder mit der Freiheit davon kommen würde und hatte mir schon allerhand (Seife, Handtuch, Kamm etc.) mitgenommen, um wenigstens das Notwendigste bei mir zu haben. Gut, daß ich es nicht gebraucht hatte.

Nun aber zurück zu dem 4. September 1942, an dem ich allein in der versiegelten Wohnung zurückblieb. Nur mein Zimmer und die Küche hatte man nicht versiegelt. Damals hätte ich gut die Gelegenheit gehabt, mir das Leben zu nehmen, denn in dem Haus hätte mich wochenlang niemand vermisst. Aber Ri, mit dem ich über meine Absicht, es zu tun, korrespondiert hatte, hatte mich gebeten, es zu unterlassen, weil er meine Hilfe für sich und seinen Jungen noch nach dem Krieg dringend bedürfe. Deshalb geschah es nicht. Hätte ich geahnt, wie alles kommen würde, so hätte ich es getan, trotzdem ich es nicht bedaure, Ri diesen Schmerz erspart zu haben. Der Gedanke, daß ich in meinem Leben noch eine Aufgabe zu erfüllen habe, hat mich die ganzen Jahre aufrecht erhalten und mich alles ertragen lassen. Und jetzt ist alles so ganz anders gekommen. –

In diesen Jahren war es kein Problem und auch dann kein schwerer Entschluss, sich das Leben zu nehmen bei der namenlosen Angst vor der ungewissen Zukunft, die fast jeder hatte. viele taten es. Begegnete man einen Bekannten, so konnte man sicher sein, daß die erste Frage lautete: »Wollen Sie sich das Leben nehmen oder mit evakuieren lassen?« Damals hatte das Abschiednehmen begonnen, das sich dann dauernd leider durch all die Jahre fortsetzte. Zuerst durch die Auswandernden, dann durch all die anderen.

Im Jahr 1942 nahmen sich aus unserer engsten Familie das Leben (Freunde und Bekannte nenne ich nicht, trotzdem mir der Abschied von manchen sehr nahe ging, so z.B. von Frieda Cohn-Glück):

Rudolf, Georg; Hermann, Else; Klara **Ems**

Oskar; Martha; Hans; Paula; Lucie; Elise; Gretchen **Salomon**

Die Schwester Franziska wurde ins Leben zurückgerufen und starb in Theresienstadt im Jahre 1944.

Ich war also allein in der Wohnung, und wenn es läutete, bekam ich einen Schreck. Eines Vormittags erschienen 4 oder 5 Gestapoleute, für mich hatten sie aber kein Interesse, sondern sie erbrachen die Siegel an den Zimmern und holten sich aus diesem wahrscheinlich alles, was ihnen gefiel. Ich habe nur gesehen, daß sie einen Schweinslederkoffer mitgenommen haben. Was in ihren

Aktentaschen war, das konnte ich natürlich nicht sehen. Ich hatte aber auch keinen Sinn dafür und war froh, daß man mich ungeschoren gelassen hatte. Die Zimmer wurden wieder mit neuen Siegeln versehen, als ob gar nichts gewesen sei. Dummerweise hatten sie ein Zimmer vergessen, neu zu versiegeln, sodaß ich, als man mich abholte, beinahe noch Extraannehmlichkeiten gehabt hätte. Aber Schlimmeres, als mich in ein KZ zu bringen, konnten sie ja auch kaum machen. An einem Abend – ich hatte Besuch von Veras Mutter, wir saßen gerade beim Abendbrot – klingelte es nach 20 Uhr. Frau Johannw. ergriff natürlich gleich über die Hintertreppe die Flucht, denn sie durfte man doch nicht bei mir treffen, als wieder zwei Herren von der Gestapo bei mir erschienen, um sich das Schlafzimmer von Dr. Jungmanns anzusehen. Der Eine meinte, » die Bonzen haben sich wohl schon alles Gute weggeholt?« Der eine erzählte mir, daß er sich verheiraten wolle und ein schönes Schlafzimmer suche mit modernen niedrigen Möbeln. Als ich ihm sagte, daß die Betten hoch und ganz unmodern seien, da hatte er gar kein Interesse mehr daran (es entsprach auch der Wahrheit), und beide verabschiedeten sich in höflicher Weise. Aber den Schreck hatten wir weg! So vergingen die Wochen, ohne daß sich Wesentliches ereignete. Eines Tages wurde auch ich registriert, aber da ich darauf vorbereitet war, regte es mich gar nicht auf. Ich wusste also, daß ich in der nächsten Zeit auch damit rechnen konnte, fortzukommen. Obgleich ich doch darauf vorbereitet war, bekam ich einen solchen Schreck, als ich eines Tages nach Hause kam und die Mitteilung vorfand, daß ich am 22. Oktober abgeholt werden würde, daß ich furchtbar zu zittern anfing. Darüber ärgere ich mich heute noch. Eine Dame (Christin), die mit uns auf derselben Etage wohnte, war hoch anständig zu mir und stellte mir ihr Telefon zur Verfügung, (wir hatten doch längst keins mehr) sodaß ich nach Leipzig telegrafieren konnte usw. Daß es gerade der »22. Oktober«¹ sein sollte, an dem ich abgeholt werden würde, betrachtete ich als gutes Omen, aber der Termin wurde, im letzten Augenblick noch, um einen Tag verschoben, sodaß ich in Wirklichkeit erst am Donnerstag, dem 23. Oktober 1942, aus der Wohnung fortkam. Ein großer Möbelwagen, in dem zu beiden Seiten lange Holzbänke standen, fuhr vor, und es erschienen zwei Männer, die mich und meine Sachen abholten, Lärm wegen des unversiegelten Zimmers schlugen, sich in die Taschen steckten, was noch Essbares vorhanden war, und mich nach dem Wagen brachten, in dem schon mehrere Personen saßen. Ich kannte das alles in etwa schon, denn ich hatte mit schwerem Herzen den Abtransport von Frau Frieda und Herrn Felix Freundlich nebst Tochter Mary miterlebt. Herr Freundlich hatte wegen seines Herzleidens sich zu Bett gelegt und gesagt, daß er nicht transportfähig sei. Es hat ihm aber nichts genutzt, er musste aufstehen, sich anziehen und mit fort. Wir hatten einen Fahrer, der in Berlin nicht Bescheid wusste, und so kamen wir dreimal wieder an unserem Haus vorbei und erst am Abend, wo man uns schon seit Stunden erwartet hatte, in der Großen Hamburger Straße an, dem

¹ handschriftlich von H.E. an den Rand geschrieben: Verlobungstag meiner Eltern und Geburtstag von Lottes Sohn Hans und Marthas Tochter Lore

ehemaligen Altersheim, das jetzt ein Sammelplatz für die Menschen war, die nach Theresienstadt evakuiert werden sollten.

Die Leute, die nach Polen kamen, wurden in die Levetzowstraße gebracht. Dort mussten wir an der SS vorbei, die den Eingang bewachte. Ich kam mit vier anderen Frauen in ein Zimmer, und von den Menschen, mit denen ich zusammen im Wagen gesessen hatte und denen, die mit mir das Zimmer geteilt hatten, bin ich die einzige, die zurückgekommen ist. In der Großen Hamburgerstraße hatten wir es ganz gut. Ich traf dort eine Menge Bekannte, und wenn nicht der Abtransport im Hintergrund gelauert hätte, so wäre es dort ganz leidlich gewesen. Die Verpflegung ging auch an, denn ein jeder fast hatte sich noch von zuhause manches Essbare mitgebracht, sodaß es zum Aushalten war. Ich blieb bis zum 28.10. dort. In der Zwischenzeit wurde man mit seinen Sachen, die man am Körper hatte, untersucht. Die Frauen schimpften zwar, daß ich so viele Kleider übereinander angezogen hatte, aber unerklärlicherweise nahm man mir nichts davon fort. Ich hatte nämlich 14 Sachen übereinander angezogen, meine sämtlichen Strickwesten, mein Strickkleid, mein Jackenkleid, ein Wollkleid, Wintermantel, Gummimantel, Blusen und mehrere Unterkleidung. Das war aber meine Rettung, denn da ich nie meinen Koffer mit all meinen vielen schönen Sachen, Wäsche, Kleider, Mäntel und noch eine Menge, mir lieber Dinge, erhalten habe, so wäre es mir in den kalten Wintern sehr schlimm ergangen, wenn ich nicht meine schönen Wollsachen von »G.F.«² mir gerettet gehabt hätte. Dann fand eine Untersuchung unseres Handgepäcks statt, bei der einem allerhand fortgenommen wurde, aber noch in mäßigen Grenzen, aber alles Geld bis auf eine Mark und auch alle Uhren. Ich hatte keine mitgenommen, weil man mir es schon vorher gesagt hatte, daß sie fortgenommen werden. Am 27.10. wurde mir dann gesagt, daß ich für den kommenden Tag mich zum Transport fertigmachen müsste, gleichzeitig mit allen Damen, mit denen ich im gleichen Zimmer war. Mit zwei von ihnen hatte ich mich ein wenig angebiedert, da ich ja sonst ganz einsam gewesen wäre. Am 28. wurden wir um 2 Uhr geweckt. Wir bekamen um 3 Uhr noch etwas Warmes zu essen, dann wurden uns noch drei belegte Brote gegeben und gegen 4 Uhr mussten wir uns auf der Straße mit unserem Handgepäck aufstellen. Nachdem wir so und so oft gezählt worden waren, marschierten wir »lautlos« nach der Oranienburgerstraße, wo wir auf die Elektrische warten mussten. Alles wurde in so früher Morgenstunde unternommen, damit keine Leute die Transporte zu sehen bekamen. Nach endlosem Warten bei ziemlicher Kälte erschien dann die Elektrische, die uns durch Berlin nach dem Anhalter Bahnhof beförderte. Dabei sahen wir schon manche Zerstörung, die wir bis dahin nicht gesehen hatten,

² Gebrüder Frank

denn die Juden durften doch schon lange nicht mehr Verkehrsmittel benutzen und außerdem viele Straßen, wie »Unter den Linden«, Wilhelmstraße etc. nicht mehr betreten. So war uns das natürlich sehr interessant zu sehen. Am Anhalter Bahnhof mussten wir uns wieder aufstellen und wurden dann nebst unserem Handgepäck in einen Wagen hineingestopft. Dann wurden die Wagen verschlossen, und die Fahrt begann. Unser Wagen wurde einem Zuge angehängt. Es war inzwischen wohl 6 -7 Uhr geworden. Im ersten Abteil saßen zwei Gestapoleute, die sich aber recht anständig benommen haben, sogar zwei Kindern, die auch mit in dem Transport waren, ein Stück Brot gaben. Im Ganzen waren wir 100 Personen, von denen, laut Statistik, 10 zurückgekommen sein sollen. Mir sind aber nur 2 bekannt, und es erscheint mir immer noch als ein Wunder, daß ich bei diesen wenigen bin. In Dresden wurden wir auf ein totes Gleis geschoben und standen dort stundenlang. Vorher wurde den Transporten warmes Essen gereicht. Wir aber erhielten nichts. Es war einige Zeit vorher bereits abgeschafft oder verboten worden. Jedenfalls gingen wir leer aus. Kurz wurde mal ein Wagen aufgeschlossen, sodaß sich jemand etwas Wasser holen durfte. Gegen 14-15 Uhr ging es weiter durch das herrliche Elbtal, das im schönsten Sonnenschein lag, und es war für lange Zeit der letzte erfreuliche Anblick, den ich hatte. Nach 19 Uhr kamen wir in Bauschowitz an, einem kleinen Ort in der Nähe von Theresienstadt, wohin damals noch keine Bahn ging. Während meines Aufenthaltes in Theresienstadt haben die Juden Geleise gelegt, sodaß später die Bahn direkt nach Th. fuhr, aber, wie gesagt, als wir dahin mussten, war es noch nicht der Fall. Wir hatten uns eingeredet, daß wir, wenn wir in die Tschechoslowakei kämen, in ein Freundesland kämen, mit uns vereint in unserem Hass gegen Hitler und seine Helfershelfer.

Aber welche Enttäuschung für uns! Die Tschechen hassten uns genau so, wie wir Hitler hassten, und sie machten für das Unglück, das sie betroffen hatte, uns mit verantwortlich. Sie sahen in uns nicht Leidensgefährten, sondern nur Deutsche, die sie hassten. Ein Lastwagen stand am Bahnhof, in den Kranke und Gehbehinderte hinaufgehoben wurden, und außerdem das Gepäck, das wir nicht selber tragen konnten. Nachdem wir wieder lange gestanden hatten, mussten wir den Weg nach Th. zu Fuß antreten, über Stock und Stein, in Dunkelheit, denn es war doch Ende Oktober, und da ist es um 20 Uhr schon ganz dunkel. Wir konnten also nicht sehen, wohin man uns führte, noch was es für Gebäude waren, an denen man uns vorbeiführte. Nie vorher, noch nachher ist mir bis jetzt ein Marsch so schwer gefallen wie dieser, mit dem Gepäck in der Hand, hungrig, denn wir hatten doch den ganzen Tag kaum etwas gegessen, und ich war glücklich, als wir nach 21 Uhr endlich in Th. ankamen, denn ich und mit mir viele konnten tatsächlich nicht mehr weiter. Dort kamen wir in eine Kaserne, dort war die »Schleuse«. Ein Wort, das ich bis dahin noch nie gehört hatte, das ich aber während meines Aufenthaltes in Th. noch sehr genau kennen lernen sollte, denn »Schleusen« spielten dort eine große Rolle, und wer es wie ich, nie richtig gelernt hatte, passte eigentlich gar nicht nach Theresienstadt. Also in der Schleuse mussten wir uns einzeln in einer Reihe anstellen und

wurden vor die SS geführt, die unsere Handtaschen und unser Handgepäck durchsah und uns alles fortnahm, was für uns wertvoll und unersetzbar war. So meine Taschenlampe, Thermosflasche, Medikamente und noch allerhand Kleinigkeiten. Ich hatte 2 Thermosflaschen bei mir und eine davon einer Bekannten gegeben, aber auch ihr wurde sie weggenommen. Wir hatten den letzten guten Tee uns in Berlin noch aufbrühen lassen und ihn uns nicht während der Fahrt gegönnt, um noch etwas Warmes zu haben, wenn wir in Th. ankommen werden. Nun hatten wir überhaupt nichts davon. Als wir dann alle durchgeschleust waren, mussten wir uns wieder anstellen und wurden durch das dunkle Theresienstadt geführt, bis in einem Durchgang Halt gemacht wurde. Wir hatten natürlich keine Ahnung, wo wir uns befanden. Im Durchgang saß ein Mann, der in einem Buch blätterte und dann den einzelnen Personen ihre Quartiere angab. Ich ging zu ihm und bat ihn, mit 2 anderen Damen zusammenbleiben zu dürfen. Er blätterte dann wieder in seinem Buche und rief einen O.D. (Ordnungsdienst)-Mann und sagte: »Führen Sie die Damen nach Nr.22.« Wir waren sehr froh und glaubten, zu dritt in ein Zimmer zu kommen. Er führte uns über einen großen, sehr holperigen Platz und öffnete dann einen dunklen Raum, den er nur mit seiner kleinen Taschenlampe notdürftig erleuchtete, denn es war gerade wieder einmal ein Lichtverbot, und es durfte keine Lampe angezündet werden. Ich konnte nur erkennen, daß da eine Menge Betten standen, immer 2 übereinander und hörte eine Unmenge Menschen atmen und auch schnarchen. Es waren über 50 Personen in jedem Raum. Durch diesen Raum führte er uns in einen anderen, der angegliedert war und rief (*ein Wort nicht lesbar*) »Ich bringe 3 Damen.« Darauf erhob sich die Zimmerälteste, machte Licht für ein paar Minuten und wie uns unsere »Betten« an, wenn man diese Holzbretter mit solch einem schönen Namen bezeichnen dürfte. Als die Insassen hörten, daß wir aus Berlin kamen, wollten sie wissen, wie es da aussähe, denn es war erzählt worden, daß Berlin völlig verbombt wäre, und es herrschte große Enttäuschung, als wir berichten mussten, daß keine Bomben seit mehreren Wochen gefallen waren und an den Berichten nichts Wahres sei. Wir baten dann um etwas zu trinken und erhielten ein wenig kalten Kaffee, wir hatten doch seit dem frühen Morgen so gut wie nichts gegessen oder getrunken, den eine der Insassen noch besaß. Außerdem baten wir, auf die Toilette gehen zu dürfen. Eine Insassin erbot sich, uns zu führen, und ich traute meinen Augen nicht, als wir nach einem, mir endlos erscheinenden Wege, in einen Raum geführt wurden, in dem die Toiletten eine neben der anderen waren, 6 in einer Reihe, und es erschien mir unmöglich, diese zu benutzen. Dabei waren wir nicht etwa allein in dem Raum, sondern es saßen da noch andere, von denen einem übel war etc. Ich war totunglücklich und dachte nur daran, diesem Elend so schnell wie möglich ein Ende zu machen. Ich war froh, daß ich mein Veronal bei mir hatte, das man bei der Untersuchung meiner Sachen nicht entdeckt hatte. Mir wurde ein Oberbett zugewiesen. Da wir keine Sachen bei uns hatten, legte ich mich angezogen hin. Mir wurde eine Decke geborgt, aber ich hatte die größte Angst, daß ich aus dem schmalen Ding hinunterpurzeln würde und wagte

nicht, mich zu bewegen. Es waren immer zwei Betten neben- und übereinander. Als ich am Morgen wach wurde, sah ich auf dem Bezug meiner Nachbarin so eigentümliche Flecke, und ich fragte sie, was denn das für Flecken wären. Sie antwortete mir, als ob das das Natürlichste von der Welt wäre: »Das sind Wanzen, die die Betten beschmutzen.« Mir fehlen die Worte, zu beschreiben, wie mir zumute war. Ich sah mich in dem Raum um und stellte fest, daß es ein ganz langer Stall war, der früher ein Pferdestall gewesen, mit einem fest vergitterten Fenster wie ein Gefängnis. Es war furchtbar. Zwei Frauen, die sahen, wie unglücklich ich war, trösteten mich und nahmen sich meiner an. Sie sagten, ich würde mich gewöhnen, genau wie sie es getan hätten, und es wäre manchmal sogar gemütlich bei ihnen usw., sodaß ich etwas ruhiger wurde. (Mit einer der Damen wurde ich dann richtig befreundet, besonders auch mit ihrem Manne. Leider sind aber beide im Dezember 1943 in einen Transport gekommen, und ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört.) Ich ließ mich also überreden, nichts zu unternehmen und wurde mit all den vielen Verordnungen und Verboten bekanntgemacht. Ich war in der Kavalierekaserne untergebracht, ein im Halbkreis gebautes Gebäude, das früher wohl mit zu den Festungsbauten gehörte, daher die unendlich dicken Mauern. Der Name »Kavalierekaserne« kam aber nicht daher, weil dort vielleicht die Kavaliere von Maria Theresia (*an der Seite eingefügt*: Maria Theresia hat Theresienstadt erbauen lassen und ihren Sohn dahin strafversetzt) untergebracht waren (in Wirklichkeit werden die Pferdeknechte wohl da mal gewohnt haben), sondern Kavaliere bedeutet soviel wie »dreieckiger Einschnitt«, ein Keil, der sich zwischen den Kasernen befand. Der Hof vor dem Gebäude sah aus wie ein verfallener Friedhof, auf dem zwar noch die Grabhügel waren, aber keine Steine mehr. Im Halbkreis waren Kastanien auf dem Hofe, sehr schöne Bäume, über die ich mich zur Blütezeit gefreut habe. Nun zurück zu dem Tagewerk. Man musste früh um 6 Uhr aufstehen. Eine Jede musste sich von Kopf zu Fuß täglich waschen und die Nachbarin passte genau auf, daß sich keine darum drückte. Dann trug man seine Betten und mindestens auch einmal in der Woche seine Matratzen zum Lüften auf den Hof. Das war keine leichte Arbeit, denn man musste alles durch das andere große, lange Zimmer schleppen, um auf den Hof zu gelangen, und das war recht anstrengend. Bis 8 Uhr musste der Kaffee geholt werden, der meist ganz kalt war, weil die Fässer mit dem Kaffee bereits in der Nacht auf den Hof gestellt wurden, wo er dann ausgeschenkt wurde. Man musste sich aber beeilen, denn es kam sonst vor, daß um 8 Uhr kein Kaffee mehr da war. Aber es war ebenso oft, daß nach 8 Uhr übriggebliebener Kaffee noch verabreicht wurde, das war sehr angenehm, weil man dann noch am Tage noch etwas zu trinken hatte. Bis $\frac{1}{2}$ 9 Uhr mussten alle Betten hereingeholt werden und gemacht sein. Eigentlich sollten auch die Räume zwischen den Betten schon aufgewaschen sein, aber es kam oft vor, daß wir bis dahin noch nicht fertig waren, denn das Wasser musste weither vom Brunnen geholt werden. Es war natürlich überall verschieden, und die Leute, die in Häusern untergebracht waren, hatten eine andere Einteilung. Ich beschreibe nur, wie es bei mir in der Kavalierekaserne

war. Im Vergleich zu den anderen KZ's, von denen ich jetzt in den Zeitungsberichten gelesen habe, war Theresienstadt noch ein »Paradies«. Th. war noch eine Abteilung angegliedert, die »die kleine Festung« hieß, und da müssen sich all die Grausamkeiten abgespielt haben, die uns verborgen blieben. Im übrigen wurde uns aber gedroht, bei dem kleinsten Vergehen auf »die kleine Festung« zu kommen, was auch manchem passierte, von dem man dann nie wieder etwas gehört hat. Oft wurde erzählt: heute sind wieder so und so viele erschossen worden, wir konnten es auch schießen hören, aber es wurde meistens bezweifelt, daß es wahr sei, und es drohte eine strenge Strafe darauf, wer solche Greuelberichte weiter erzählt. Ich kann das nicht so ausführlich berichten, aber man befand sich unausgesetzt, besonders am Vormittag, im Trab und kam nicht zur Ruhe.

Ich hatte mir 200 RM in meine Sachen eingenäht und dachte Wunder, was für ein Vermögen ich mir da mitgenommen hätte, ich wurde aber sehr enttäuscht, denn es herrschten dort richtige Inflationspreise, so z.B. ein Brot RM 30.—, 1 Pfund Zucker RM100.—, 1 Pfund Margarine RM 140.—usw. Zur Zeit eines Transportes stieg der Brotpreis bis auf RM 80.—. Das Mittagessen konnte man sich zwischen 12 -14 Uhr holen, das Abendessen von 16 -18 Uhr. Es war nicht schlecht, aber sehr, sehr wenig. Abends gab es manchmal nur Kaffee, zuweilen aber auch eine Suppe oder Buchteln (ein Gebäck aus weißem Mehl, süßlich), die besonders gern genommen wurden. Am Nachmittag des ersten Tages meines Dortseins kamen Frau Hahn und Paula Wertheim zu mir, die erfahren hatten, daß ich angekommen war. Ich freute mich, beide zu sehen, erfuhr aber dann gleich auf meine Frage, dass Frau Gumpert, auf deren Wiedersehen ich mich so gefreut hatte, bereits vor 14 Tagen gestorben sei. Darüber war ich sehr traurig. – Wir gingen dann zusammen fort, damit ich mir Th. ansehen konnte. Der Kavalierekasernen war noch ein Gebäude vorgelagert, das hieß »Hohe Elbe« und war ein Krankenhaus. Darin befand sich auch eine Zahnklinik, eine Apotheke und für alle möglichen Krankheiten Räume mit Spezialisten, und man soll dort überall gut behandelt worden sein. Bei den wenigen, die ich im Laufe der Zeit aufgesucht hatte, war es auch der Fall. Wenn man aus dem Garten, der dem Gebäude noch vorgelagert war, hinaus wollte, musste man an einer Wache vorbei, die sich aber nicht um einen kümmerte, wenn nicht Ausgehverbote waren, oder man aus Versehen ein Kleid ohne Stern angezogen hatte, selbst auf den Schürzen musste ein Stern zu sehen sein. Theresienstadt ist ein nettes Städtchen, in der Ferne sieht man die Berge, und wer es unter normalen Verhältnissen gesehen hat, dem wird es sicher gefallen haben. Th. bestand fast nur aus Kasernen, 10 auf dem kleinen Raum, alles Riesenbauten. Th. war ein Städtchen mit 6 -7000 Einwohnern. Als ich hinkam, waren in dem Ghetto, das doch nur einen Teil von Th. einnahm, annähernd 45.000 Menschen untergebracht. Von diesem Gewühl auf den Straßen kann man sich ungesehen keinen Begriff machen und ebenso wenig von dem Staub, und wenn es geregnet hatte, von dem Schlamm, in dem man stecken bleiben konnte. Ich erkundigte mich auch, wo man die Adressen erfahren konnte, denn ich hatte doch noch

viele Bekannte dort, und man antwortete: »Da musst Du nach Magdeburg gehen.« Ich wusste gar nicht, was das heißen sollte, bis ich erfuhr, daß so die Magdeburger Kaserne bezeichnet wurde. Da waren alle Amtsstellen und auch die »Prominenten« untergebracht. Von der Protektionswirtschaft, die in Th. herrschte, will ich gar nicht reden. Sie war schauderhaft, und wer nicht »Vitamin P.« (Protektion) hatte, der konnte sogar bei den Berliner Juden, die sich recht schöne Pöstchen verschafft hatten – ich meine, die auch hier schon in der Gemeinde tätig gewesen waren, nichts erreichen. Von den Tschechen ganz zu schweigen, die all die Jahre hindurch den gleichen Hass uns gegenüber bewahrt haben, den Österreichern gegenüber war er nicht in dem Maße vorhanden, wohl aber von den Österreichern uns Deutschen gegenüber. Daß man aus Berlin war durfte man schon gar nicht sagen. Ich erkundigte mich dann bei Frau Hahn nach Frau Wahrenberg und hörte, daß diese bereits mit einem Transport wieder von Th. fortgekommen sei. Ich traute meinen Ohren nicht, denn das hatte ich doch nicht geahnt, daß man von Th. noch weiter verschickt werden könnte. Und mit diesen Transporten beginnt das traurigste Kapitel von Th. Auf einmal wurde gemunkelt: »Haben Sie schon gehört, es soll wieder einen Transport geben?« Immer und immer wieder wurde darüber getuschelt, bis es eines Tages zur Wahrheit wurde. Mitten in der Nacht erschienen O.D.– Männer oder sonst Beamte der Kaserne und trugen Zettel aus, die von »Magdeburg« gesandt waren. Nach welcher Regel die SS sich die armen Opfer ausgesucht hat, das ist uns bis zuletzt ein Rätsel geblieben. Einmal hieß es, alle Alten über 70 kommen fort, einmal nur die Arbeitsfähigen, immer wieder wurde etwas anderes gemunkelt, aber gestimmt hat es nie. Es war aber sicher nicht eine Person in ganz Th., die nicht gezittert hätte, wenn die Austragungen stattfanden. Manchmal wurden sie aber nicht fertig in der Nacht, und dann konnte man auch noch am Tag aufgerufen werden. oder es war jemand, der auf der Liste stand, gestorben etc., dann wurde ein Ersatz dafür gewählt. Diese Angst und das Mitleid mit den armen Opfern war unbeschreiblich. Da es sich immer nur um wenige Stunden handelte, bis die Leute mit ihrem Gepäck antreten mussten, sie auch nicht alles mitnehmen konnten und durften, so fing ein großes Packen an, und manche verstanden es dann immer, sich in den Vordergrund zu drängen, daß für sie eine Menge Sachen abfielen. Es gab überhaupt darin richtige Spezialisten. So hatten wir z.B. in unserem Zimmer ein Dame, deren Aufgabe es war, sich sofort an alte Damen, die schon recht klapprig waren, und von denen man annehmen konnte, daß sie nicht mehr lange leben werden, »teilnahmsvoll« heranzumachen, ihnen zu helfen, ihre Sachen in Aufbewahrung zu nehmen und sie dann zu beerben, wenn sie starben. Eigentlich mussten die Sachen alle abgegeben werden, wenn jemand starb, da sie aber die Sachen in Aufbewahrung hatte, so konnte sie immer sagen, daß sie sie bei Lebzeiten von den Damen als Geschenk erhalten hätte. Es war direkt unheimlich, was sie sich auf diese Art für Sachen zusammengehamstert hatte. Sie haben ihr aber auch kein Glück gebracht, denn sie ist auch einem Transport zugeteilt worden.

Am nächsten Morgen ging ich dann nach »Magdeburg«, um mir Adressen geben zu lassen, die man in der »Evidenz« erfuhr. Das war für mich ein bitterer Gang, denn fast alle, nach denen ich fragte, waren entweder gar nicht nach Th., sondern nach Polen gekommen, so meine beiden Schwägerinnen Elise Frank³ und Rosa Strasser, die anderen waren fast alle schon gestorben. Frau Motz, mehrere Damen, mit denen ich in der Pension Cohn zusammen gewesen war, und vor allem auch meine Verwandten Löwensteins, die sich anscheinend das Leben genommen haben, denn sie sind beide am selben Tage gestorben, und da sie Luminal bei sich hatten, so ist wohl kein Zweifel vorhanden. Ich war völlig niedergeschlagen, als ich diese Auskünfte erhalten hatte. Nur die Adresse von Else Frank erfuhr ich. Ich besuchte sie auch gleich am anderen Tage. Ihre Schwester Auguste, die auch schon schwer krank von Leipzig fortgekommen war, sodaß sie nicht mal in der Lage war, selbst zur Bahn zu gehen, sondern in den Wagen getragen werden musste, hatte zwar noch 14 Tage in Th. gelebt, war aber schon Anfang Oktober gestorben (Sie waren am 19. September von Leipzig evakuiert worden). Else hatte insofern Pech, weil sie nur mit polnischen Juden zusammen im Zimmer lag, mit denen man sich nicht unterhalten konnte, weil sie nur jiddisch sprachen und deutsch nicht verstanden, und wir auch ihre Sprache nicht verstehen konnten. Leider ist auch Else schon im November gestorben, vielleicht auch zu ihrem Glück, wer kann das wissen! Im Anfang meines Daseins starben durchschnittlich 120 – 150 Personen, und man sah fortwährend, wenn man über die Straße ging, Männer, die ein Holzbrett trugen, auf der eine Leiche, nur mit einem dünnen Tuch zugedeckt, lag. Das war entsetzlich!! Es fanden für die Toten Bestattungsfeierlichkeiten statt. Dabei standen immer 24 -30 Särge neben- und übereinander in einem langen Kellerraum. Ein Rabbiner hielt eine Ansprache, dann wurden die Särge hinausgetragen und auf einen Lastwagen geladen. Dem durfte man noch wenige Schritte folgen, dann war das Ghetto zu Ende, der Wagen fuhr um eine Ecke, und was dann geschah, das wusste man nicht. Es war ein Urnenhain, den wir nicht betreten durften, vorhanden, und da wurden die Urnen, mit Namen versehen, untergestellt. Als aber die Russen (Herbst 1944) sich dem Lager zu nähern begannen, da mussten eine Menge Frauen antreten und genau, wie sich die Maurer die Ziegelsteine zureichen, so mussten die Frauen sich die Urnen reichen, die dann auf einen Lastwagen geladen wurden, und, wie erzählt wurde, in die Elbe geworfen sind. Es kam nun zuweilen vor, daß die eine oder die andere Dame eine Urne eines Angehörigen in die Hände bekam, und dann folgte stets eine große Aufregung, die ja auch nur zu begreiflich war. Ich hatte eine Bekannte in Th., die getauft war, die wurde gesondert beigesetzt und für sie allein hielt ein Prediger eine Rede! –

Ich schrieb am Anfang schon von Wanzen, dazu gesellten sich nun auch noch in Unmengen Läuse, und das war insofern ernster, als die Menschen, die Läuse hatten, zur Entlausung fort kamen und oft tagelang nicht zurück kamen. Im Anfang waren dabei entsetzliche Zustände, Frauen und Männer nackt in

³ Hier liegt ein Irrtum vor: Elise Frank starb am 7. August 1942 im Ghetto Theresienstadt

demselben Raum. Grüne Jungen von der SS rasierten die Frauen, wo sie nur ein Härchen entdecken konnten. Waren Kopfläuse vorhanden, dann wurden die Haare ratzekahl abgeschoren, und die armen Frauen sahen jammervoll, zum Erbarmen aus und waren natürlich auch sehr unglücklich. Um die Läuse zu töten, wurden Vergasungen vorgenommen, und wenn die Leute anscheinend auch gesund zurückkehrten, bald darauf fingen sie zu kränkeln an, und ich kenne nur wenige, die nicht hinterher noch gestorben sind. Erst als die Geliebte eines Vorgesetzten aus unserer Kaserne dabei war, die sich und noch manche andere beschwerten, wurde der Zustand der nackten Frauen und Männer etwas verbessert und sie wurden zur Hauptsache zu verschiedenen Zeiten behandelt. Es kam auch vor, daß einige Herren, die entlaust waren, in der folgenden Nacht auch an einer Gasvergiftung starben. Alle hatten vor der Entlausung eine große Angst. Ich habe sie nicht kennengelernt, weil ich das unbegreifliche Glück hatte, nie eine Laus zu bekommen, daran war aber nicht besondere Reinlichkeit die Ursache, sondern wirklich nur ein ganz ausgesprochenes Glück, ein Zufall. Ich glaube nicht, daß viele außer mir, die fast 3 Jahre in Th. waren, ganz »ohne« davon gekommen sind. In den späteren Jahren wurde es besser, da war es nicht als ein Wunder zu betrachten, wenn man keine Laus hatte. Das Ungeziefer hatte so überhand genommen, daß wir, trotzdem man jede Woche die Betten alle hinaustrug, dann die Holzbretter mit Lysol abwusch, daß man von Tausenden und Abertausenden von Wanzen sprechen konnte, die nachts über uns herstürzten. Es wurde so arg, daß es unmöglich war, in den Betten zu liegen, und wir bekamen im Oktober 1943 die Erlaubnis, unsere Betten auf den Hof zu tragen und die Nacht da zu verbringen. Das war natürlich auch kein idealer Zustand, denn die Erde war doch schon recht kalt und selbst die Matratzen, die wir unterlegten, konnten uns nicht vor Kälte schützen. Dann passierte es, daß mitten in der Nacht ein gewaltiger Platzregen losbrach und man patschnass war, bis man die Betten einigermaßen gerettet hatte. Dazu kam noch, daß man im Sommer 1943 mitten auf unserem Hof eine Baracke gebaut hatte für Infektionskrankheiten, un die ganze Nacht über hörte man die Kranken, die z.T. auch die Fenster geöffnet hatten (die Baracke war zu ebener Erde) stöhnen, und heute noch habe ich es in den Ohren, wie ein Kranker immer wieder nach einer Schwester gerufen hatte, die sich aber nicht darum gekümmert hat. Wenn man nicht schlafen konnte, so ging man auf die Toilette, wo die größten Unterhaltungen stattfanden. Überhaupt dienten die Toiletten immer als Konversationsräume, in denen getauscht, gehandelt aber auch »Kochrezepte« mitgeteilt wurden. Dabei war der Aufenthalt dort in jeder Beziehung nur als Strafe zu bezeichnen. Da ein weiteres Wohnen in der Kaserne unmöglich wurde, so kamen wir blockweise auf Böden, in der Zeit wurden unsere Räume vergast, auch alle unsere Sachen. Nach einigen Tagen durften wir zurückkommen, mussten alle unsere Sachen auf den Hof tragen und nochmals durchsehen und bürsten, dann unsere Bettgestelle reinigen und überall sauber machen und dann kehrten wir zurück und waren glücklich, ohne Störung die Nacht verbringen zu können. Nun waren aber alle Löcher in der Wand vergipst worden, alle Bretter,

auf die wir bis dahin unsere Sachen gestellt hatten, waren entfernt worden und durften nicht wieder angebracht werden. Kein Nagel durfte in die Wand geschlagen werden. Wir wussten nicht wohin mit unseren Sachen und während es bis dahin streng verboten war, seine Sachen im Bett unterzubringen, so wurde es jetzt angeordnet. Das klingt alles sehr harmlos, aber wer dieses Hin und Her mitgemacht hat, der weiß, daß alles nicht so leicht war. Erst war die Kavaleriekaserne berüchtigt als schmutzig, aber unser Gebäudeältester hat es, mit eiserner Energie, fertiggebracht, das sie zum Schluss als Musterkaserne galt und aus den anderen Häusern und Kasernen die Zimmerältesten zu uns geführt wurden, um zu sehen, wie »herrlich« alles bei uns war! Nur die Läusegefahr war nicht vorüber, und man war ja auch ständig in Gefahr beim Anstehen zum Essen usw. und besonders, wenn man einen Besuch irgendwo machte, denn es gab wohl in ganz Th. kein Haus, kein Zimmer, in dem nicht Wanzen waren und die Insassen Läuse hatten. Abends stand dann ein jeder und sah seine Sachen genau nach, bürsten durfte man nicht im Zimmer, das durfte nur im Freien geschehen. Wir hatten ja Bettgestelle, aber in allen Häusern und auf den vielen Böden lagen alle auf der Erde (so auch meine Cousinen Else Frank, Franziska Salomon, Emmy Schönwald geb. Anselm usw.), auf die nur eine Matratze gelegt worden war, die am Tage zusammengerollt wurde und dann als Sitzplatz diente. Ich fand das immer furchtbar, aber merkwürdigerweise, als die Kommissionen in Sicht waren und alle Leute Betten erhielten, waren die Menschen, die bis dahin auf der Erde gelegen hatten, zunächst unglücklich, in ein Bett zu müssen, aber nicht etwa als Ausnahme, eine, sondern fast alle, die ich sprach. Es war ein schrecklicher Anblick, wenn man die Damen so auf der Erde, zwischen all ihren Sachen liegen sah. Auch Freundlich's lagen alle auf der Erde, aber in getrennten Räumen. So kam ich zu Damen, von denen ich wusste, daß sie in Berlin im feinsten Viertel teils schöne Wohnungen oder gar eine Villa besessen hatten, und da lagen sie im Schmutz auf der Erde und fast ausnahmslos hatten sie Ungeziefer aller Art. Ich kann das garnicht richtig schildern, denn wer es nicht gesehen hat, kann es sich nicht richtig vorstellen. Aber nicht nur von dem Ungeziefer wurden wir gequält, sondern es war eine Krankheit vorhanden, die das Schlimmste von allem war. Sie hieß »Enteritis«, eine Darmerkrankung, bei der der Schließmuskel den Dienst versagte und an der Unzählige gestorben sind, und die sowohl Männer als auch Frauen befiel. Am ersten Morgen, nachdem ich in Th. angekommen war, erschien Rabbiner Salomonski und begrüßte die neu angekommenen Berliner. Er hielt eine Rede, in der u.a. [er] auch sagte, daß wir uns vor dieser furchtbaren Erkrankung in Acht nehmen sollten. Das war aber leichter gesagt als getan, denn es war eine Infektionskrankheit, und dagegen konnte man sich bei den unglaublichen hygienischen Zuständen garnicht schützen. Ich selbst bin von dieser Krankheit verschont geblieben, so viel und oft ich auch erkrankt war, an Gürtelrose in schlimmer Art, an einer schauerhaften Nierenkolik mit bösen Folgen und oft an Magen und Darmerkrankungen, und immer mit hohem Fieber, aber von Enteritis bin ich verschont geblieben. Aber eine Menge meiner Bekannten sind daran gestorben.

Überhaupt sind wohl die meisten Todesfälle im Anfang auf diese Krankheit zurückzuführen. Die Schwestern sagten dann: »Der Kranke läuft sich aus.« Die Nebenumstände der Krankheit waren entsetzlich, weil der Kranke garnicht merkte, wenn der Schließmuskel versagte, sondern plötzlich völlig verschmutzt war. Es gab nur eins dagegen, das war sofort, wenn die Krankheit begann, nichts zu essen und nichts zu trinken, 24 Stunden lang. Die meisten hatten aber nicht die Energie, das durchzuhalten, und einfach wars auch nicht, denn man hatte dabei argen Durst. Ich will nicht weiter darüber berichten, aber die sich dabei ergebenden Zustände waren fürchterlich. So kam man nie zur Ruhe. Ganz schlimm war es, wenn angekündigt wurde, die SS würde zur Besichtigung in die Kaserne kommen. Dann wurde geschrubbt, geklopft, gebürstet usw. Man musste, statt um $\frac{1}{2}$ 9 schon um 8 Uhr mit dem Zimmer fertig sein, nichts durfte herumstehen, und so wurde man ohne Unterlass Tag für Tag gehetzt. An dem angesagten Tage kamen sie nie, so ging dann das Gehetze weiter bis dann eines Tages die SS erschien, garnicht daran dachte, in die Räume zu kommen, über den Hof ging, höchstens in die Küchenräume sah und wieder verschwand. Dafür konnte es aber vorkommen, daß einer dieser Banditen auf seinem Rade durch das Ghetto fuhr, und wenn er dann jemanden sah, der sich vielleicht an einem Abhang ein wenig hingesezt hatte, einfach vom Rade sprang und den – oder diejenige elend verhaute. Wir zitterten auch immer, daß eine Schlacht verloren würde, so sehr wir es auch innerlich wünschten, oder daß vielleicht irgendwo ein Attentat ausgeführt wurde oder aus dem Lager jemand verschwinden könnte, denn dann drohten uns immer empfindliche Strafen, von denen die Lichtsperre mit eine der schlimmsten war, viel ärger als ein mehrtägiges Ausgehverbot oder derartiges. Bei der Lichtsperre durften wir noch nicht einmal ein Streichholz anzünden, und die Frauen, die in der Nacht hinausmussten, konnten dann nicht in ihre Betten zurückfinden, was auch fast eine Unmöglichkeit war, und sie irrten dann im Stall herum, bis sie endlich ihre Lagerstätte fanden. Das war besonders schlimm, wenn eine an der Darmerkrankung litt, aber auch so war es schlimm.

Etwas, worunter ich sehr gelitten habe, war, daß, mochte man sich noch so elend fühlen, man sich nicht legen durfte, wenn man nicht beim Arzt gemeldet war. Ein jeder hatte doch nur ein schmales Holzschemelchen zum sitzen, und wenn man sich schlecht fühlte, so war es eine Strafe, darauf sitzen zu müssen. Nach Tisch durfte man sich zwar in sein Bett legen, aber um 15 Uhr durfte niemand mehr liegen, genau wie am Morgen niemand länger als 6-7 Uhr im Bett sein durfte, mochte man sich noch so wenig wohl fühlen. Der Arzt kam zwar jeden Vormittag und machte Visite, aber wenn es ging, so meldete man sich nicht. Nur ein Arzt war in der Kaserne, Dr. Salus, der ein wirklicher Menschenfreund war, und wenn der zur Behandlung kam, dann getraute man sich schon, sich mit seinen Beschwerden zu melden. Ein schlimmes Kapitel war auch die Fassung von Brot, besonders für mich, weil ich mich so leicht ekelte. Dann mussten viele Frauen nach einem Raume gehen um Brot zu holen, und das waren oft Frauen, denen ich nicht einmal die Hand hätte reichen mögen. Die trugen dann das Brot

in ihren schmutzigen Händen oder schmierigen Handschuhen und drückten es an ihre verfleckten Mäntel. Es war grässlich. Es nutzte auch nichts, wenn ich mitging, denn die Brote wurden dann erst auf einander gelegt und gezählt, durchgeteilt und es war ausgeschlossen, daß ich etwa ein Brot erhalten würde, was ich selbst getragen hatte. Ein Glück für mich war es, daß ich immer aus meinem eigenen Töpfchen und meinem Löffelchen essen konnte, die ich selbst abwusch, - aber auch das Brot habe ich, trotz allem, gegessen. Allerdings habe ich es immer mit einer Serviette abgewischt, aber das war ja eigentlich nur eine Beruhigungsgeste.

Eines Tages hieß es, die Zählung stimmte nicht. Wir wären mehr Leute im Lager, als angegeben wäre, und wir müssten uns am anderen Tage zu einer Zählung einfinden, die außerhalb des Ghettos stattfinden sollte. Darüber herrschte große Aufregung, denn man glaubte allgemein, daß die SS die Gelegenheit benutzen würde, um uns zu erledigen. Die einen sprachen von Vergasen, die anderen von Bomben usw. Es herrschte eine sehr bedrückte Stimmung. Wir wurden zu Blocks von 100 Mann aufgerufen und mussten uns am frühen Morgen, ich [*glaube?*], gegen 6 Uhr, anstellen, um von da dann weitergeführt werden. Es war der 11. November 1943 und schon empfindlich kalt. Es ging dann im Schneckentempo voran, denn aus allen Straßen kamen immer neue Trupps hinzu, die das Weitergehen verhinderten. Inzwischen hörte man unausgesetzt Trommelfeuer, und es unterliegt wohl auch kein Zweifel, daß an dem Morgen in der »kleinen Festung« viele erschossen worden sind. Endlich kam man auf einem ganz großen Terrain an, das sicher früher für Paraden gedient haben mochte, es hieß »Bauschowitzer Kessel«. Man wurde da in Blocks von je 100 man aufgestellt, Männer und Frauen gemischt. Rings um den Platz war eine hügelige Erhöhung, eine Böschung, und auf der stand in geringer Entfernung Militär, Gewehr bei Fuß. Es dauerte natürlich stundenlang, bis alle Insassen des Lagers nach dort befördert worden waren. Im ganzen 38.000 Personen, Frauen mit kleinen Kindern, die noch im Wagen lagen und auch sonst ganz kleinen. Niemand durfte im Ghetto zurückbleiben, bis auf die Gehbehinderten oder Kranken, die in einem Raum den ganzen Tag über eingeschlossen waren. Als nun alle versammelt waren ging die SS, mit einer Reitpeitsche in der Hand, herum und zählte die einzelnen Blocks und Gnade Gott, wenn mal einer fehlte, weil vielleicht mal jemand austreten war, dann wurde der für den Block Verantwortliche verhauen. In meiner Nähe passierte es, daß es nicht stimmte. Da wurde einer gerufen, daß er den anderen verhauen sollte. da sagte der SS-Mann: »Das nennen Sie eine Ohrfeige? ich werde zeigen, was eine Ohrfeige ist.« Und damit schlug er den Armen entsetzlich. In einem Block, mir gegenüber, waren mehrere ganz kleine Kinder, für die das Stillstehen natürlich eine Qual war, und es spielten einige irgendein Kreisspiel. Auf einmal kam ein SS-Mann dazu und tobte furchtbar, daß er die Kinder nicht geschlagen hat, war ein Wunder. So stand man Stunde um Stunde auf dem kalten Boden, ohne Essen und Trinken, natürlich hatte man sich von zuhause etwas zu Essen mitgenommen, aber es hatte doch keiner größere Vorräte. Da auch keine

Gelegenheit vorhanden war, um sich mal zurückzuziehen, so war einem zuletzt alles gleich, und einige Damen hielten ein Tuch vor, und man setzte sich, ganz gleich, ob Männer in der Nähe waren oder nicht. Nur die SS durfte nicht in der Nähe sein. Aber z.B. in meinem Block war ein Herr, der einen Bruch hatte, der durch das lange Stehen auf demselben Fleck austrat und dem Manne furchtbare Beschwerden verursachte. Da musste erst ein Arzt gesucht werden, und da ging es auch nicht, und dann ein Brett, auf das er gelegt werden konnte, damit er wieder in Ordnung kam. All das regte natürlich sehr auf. Ich hatte mir ein kleines Stühlchen mitgenommen, das aber auf dem ungleichen Boden gleich zusammengebrochen war. Das musste natürlich versteckt werden, wenn die SS vorbeimarschierte. Auf einmal war um 16 Uhr sämtliche SS verschwunden, und man wartete auf einen Befehl, um zurückzugehen. Aber nichts erfolgte, und wir standen ratlos da. Als nun nichts erfolgte, setzten sich die Massen von selbst zwischen 17 – 18 Uhr in Bewegung, und marschierten zurück, was aber nicht einfach auf dem unbekanntem, holperigen Terrain war. Inzwischen hatte es angefangen zu regnen. Als wir nun an das Tor des Ghettos kamen, war das verschlossen und wurde auch nicht von dem wachhabenden Militär geöffnet, und immer im Regen. Unser Lagerältester, Eckstein, brachte es dann fertig, daß man ihn durchließ, und er hat dann volle zwei Stunden bei der Kommandantur verhandelt, bis er die Genehmigung erhielt, daß das Tor geöffnet werden durfte. Es ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Juden, daß keine Panik entstanden ist, kein Kind ist verletzt, kein Kinderwagen umgeworfen worden. Man muß sich doch vorstellen, daß es 38.000 Menschen waren, die ohne jegliche Führung sich allein in Bewegung gesetzt hatten und natürlich hungrig und geschwächt waren und immer im Regen gern weiter wollten. Ich stand ziemlich weit vorn, denn ich war gleich mit fortgegangen, als viele noch nicht den Mut dazu gefunden hatten. Es wurde allerdings immer wieder gerufen, mit der Bitte, es weiterzugeben: »Ruhe bewahren, es wird verhandelt, daß wir zurückkönnen.« Und es ist wirklich Ruhe bewahrt worden. Es ist wohl vorgekommen, daß es jemand schlecht wurde, aber da haben andere geholfen. Endlich wurde das Tor geöffnet und man konnte zurück. Und so lächerlich es klingen mag, wir waren glücklich, wirklich glücklich, als wir uns alle gesund in unserem Raum wiedersahen, etwas, was kaum einer von uns zu hoffen gewagt hatte. Ich kam schon um 22 Uhr zurück, die letzten trafen dann erst nachts gegen 2 Uhr ein. Die SS hatte mit dem selbständigen Handeln der Juden nicht gerechnet und hatte die Absicht gehabt, uns einfach draußen zu lassen. Wie wenige das überstanden hätten, im November eine Nacht auf kaltem Erdboden ohne Ernährung usw., ist wohl klar. Zwei Tage später hieß es, die Zählung habe noch nicht gestimmt, und wir mussten uns wieder zu einer Zählung anstellen, bei der wir mit unserer Kennkarte an der SS auf der Kommandantur vorbeigehen mussten. Wir mussten uns, nach Buchstaben geordnet, auf einem Hof versammeln, am ersten Tag nur bis »E«. Auf dem Hofe, auf dem wir uns versammelten, stand eine nett aussehende Dame, die mich fragte, ob ich sie führen würde, da sie nicht gut alleine gehen könne, was mir auch recht war. Nachdem wir ein Stück gegangen

waren, tippte mir ein Herr auf die Schulter, der mit seiner Frau hinter mir ging und sagte: »Wissen Sie auch, daß die Dame, welche Sie führen, über und über voller Läuse ist?« Meinen Schrecken, liebe Lotte, kannst Du Dir wohl vorstellen. Tatsächlich krabbelten Läuse in Mengen auf ihren Sachen herum. Ich rief nun die Ordnungswache, die dann die Dame ausrangierte, aber mich juckte es an allen möglichen Stellen, und ich war in der größten Angst, daß ich etwas geerbt hätte. Es war aber glücklicherweise nicht der Fall. Vom frühen Morgen bis zum Nachmittag 17 Uhr hatte sich das Anstehen hingezogen, und es hatte mich noch mehr angestrengt als das im Bauschowitz Kessel. Wahrscheinlich war ich noch davon geschwächt gewesen. Als man in der Kommandantur war, wurde die Kennkarte nachgesehen, und wenn sie in Ordnung war, war es erledigt. An den folgenden Tagen wurde es etwas geändert, sodaß die Menschen nicht wieder den ganzen Tag anstehen mussten. Auf die Zählung hin ist offiziell nichts erfolgt, ob die späteren Transporte damit zusammenhängen, das weiß ich nicht.

Einmal wollten zwei Kinder, Bruder und Schwester, fliehen, 14 und 16 Jahre alt. Sie wurden aber gefasst und aufgehängt. Furchtbar, die armen Kinder!

Eines Tages hieß es, ein Film sollt gedreht werden mit dem Titel: »Hitler schenkt den Juden eine Stadt.« Dazu mussten sich die Juden zur Verfügung stellen. Es wurde gefragt, welche Dame elegante Garderobe hatte, die mussten sich auf eine Terrasse setzen, Limonade trinken und tun, als ob sie sich wunderbar unterhalten. Andere wurden außerhalb des Ghettos geführt in eine Schwimmanstalt und mussten sich auf Bänke setzen und zusehen wie andere badeten. Dann wurde eine Gerichtsaufnahme gemacht, dann wieder eine Kapelle, die im Freien spielte, und ringsum auf den Bänken mussten Leute sitzen und dergleichen mehr. Gespielt worden ist dieser Film aber wohl nirgends und niemals. Er sollte wahrscheinlich als Entlastung dienen. Inzwischen waren nun Läden eröffnet worden mit den schönsten Auslagen im Schaufenster, in den Läden war aber nur Schund. Wir erhielten nur zerrissene oder geflickte Sachen, die guten wurden alle an die NS-Frauenschaft geschickt. Wir erhielten jetzt auch monatlich Ghettokronen ausgezahlt, mit denen wir einkaufen konnten, wenn unsere Nummer aufgerufen wurde. In manchen Geschäften ist z.B. meine Nummer niemals an die Reihe gekommen! Es war aber auch ein Kaffeehaus aufgemacht worden, in dem man für zwei Kronen eine Tasse Tee oder Kaffee trinken konnte und dabei sehr gute Musik zu hören bekam.

Es war nicht alles schlimm in Theresienstadt. Durch die vielen Künstler, die dort hingebracht waren, hatte man recht häufig wertvolle Unterhaltungen, sei es durch wirklich herrliche Musikvorträge, wertvolle Kabarets (allerdings manche waren auch minderwertig), aber z.B. ein literarisches Kabarett von Leo Strauß war stets ein »Genuß«, und man brachte eine Anregung mit nach »Hause«. Ich habe sehr viele, hochinteressante Vorträge besucht, die von Universitätsprofessoren usw. gehalten wurden. Wenn ich von einem solchen Vortrag in meinen »Stall« zurückkam, musste ich das Wesentliche wiederholen. Fast das ganze Zimmer wartete schon darauf, denn es waren immer nur wenige,

die die Vorträge besuchten, manche scheuten sich, bei der Dunkelheit noch auszugehen, andere wieder, die früh zur Arbeit mussten, hatten sich bereits zu Bett gelegt, und all denen musste ich den Inhalt wiedergeben. Das war auch für mich gut, denn dadurch ließ ich mir das Gehörte noch einmal durch den Kopf gehen, – und jetzt habe ich doch fast alles wieder vergessen, was mich so interessiert hatte. Die schrecklichen Ereignisse ließen einen doch nie zur Ruhe und zur Besinnung kommen, und so wurde alles gleich wieder verdrängt.

Es gab noch ein besonderes Schreckgespenst in Th., und zwar die »Beruschkijs«. Das waren einige Naziweiber, 4,5 oder mehr, die stets unangemeldet in irgendeinem Hause erschienen, in einzelne Räume eindringen, die Insassen hinausshickten, nichts durften sie mitnehmen, nicht einmal ihre Handtaschen. Dann durchsuchten sie die Koffer, überhaupt alles, was da war. Sie schütteten den Inhalt einfach auf den Boden, durchwühlten alles, nahmen sich das mit, was ihnen gefiel und ließen das übrige in einem wilden Durcheinander auf dem Boden liegen. Aber wehe denen, bei denen sie vielleicht Geld oder Zigaretten gefunden hatten! Darauf standen schwere Strafen und derjenige konnte mit Bestimmtheit damit rechnen, daß er in den nächsten Transport eingereiht wurde. Wenn es hieß, daß diese schrecklichen Weiber wieder ihr Unwesen trieben, dann wurden Geld und solche Sachen versteckt, in der Hoffnung, daß es nicht entdeckt würde. In den Raum, in dem ich mich befunden habe, sind sie aber erfreulicherweise nie gekommen. Nach einigen Monaten, Ende 1943, wurde uns auch erlaubt, alle sechs Wochen eine Karte zu schreiben, aber nur an Verwandte. Wir waren sehr beglückt darüber, aber die Karten sind nur in den seltensten Fällen bei dem Empfänger angekommen. Was für eine Freude war es aber immer, wenn der Briefträger eine Nachricht von den Lieben brachte und womöglich gar noch eine Anweisung, daß man sich ein Paket abholen könnte. Dann waren alle miteinander aufgereggt, und ein jeder konnte es kaum erwarten, bis er sich das Paket holen konnte. Wir bekamen ja seit einiger Zeit Ghettogeld und mit dem, je nach der Größe oder richtiger Schwere des Pakets musste man zahlen. Im Anfang waren es nur 5 oder 10 Kronen, aber später steigerte es sich sehr, und man musste 30, 40 oder 50 Kronen zahlen, und da wir im Durchschnitt nur 75 im Monat erhielten, so musste zuweilen ein Pump angelegt werden, um sich das Paket holen zu können. Wundervoll waren auch die Ölsardinendosen, die uns geschickt wurden, und ich bin Dir, liebste Lotte, heute noch dankbar, daß Du dafür gesorgt hast, daß auch ich solch schöne Dosen erhielt. Wenn ich nicht auch noch aus Leipzig und auch von Gumperts häufig Pakete erhalten hätte, so würde ich die Hungerzeit nicht überstanden haben. Wenn auch nicht allzuviel für mich übrig blieb, denn gar zu viele warteten schon auf die Verteilung, denn ein jeder war doch hungrig und erhielt womöglich kein eigenes Paket. –

Dann wurde gemunkelt, eine Kommission sollte kommen. Es erschien niemand. Dann aber verdichtete sich das Gerücht. Man musste putzen und schrubben. Auf den Straßen und Plätzen und den Höfen durfte kein Papierschnitzelchen herumliegen, es war ganz schlimm. Dann wurde in einem Park ein Pavillon

aufgebaut, in den hellblauen Bettchen gestellt wurden, die schönsten Schaukelpferde und andere Spielsachen kamen hinein, außerhalb wurde eine Wippe gebaut, ein Rundlauf und ähnliche Dinge. Den Kindern wurde einstudiert, was sie zu sagen hätten, wenn die Herren zu ihnen kommen würden, denn als die Kommission in Sicht war, wurde der Pavillon mit den Kleinen bevölkert. So mussten sie rufen, wenn die Herren erschienen, die von dem damaligen Kommandant begleitet wurden: »Onkel Ram (so hieß er) [*vermutlich wie in einem späteren Zusatz: Rahm*], hast Du uns wieder Bonbons mitgebracht?« Aber nicht nur den Kindern wurde einstudiert, was sie auf Fragen zu antworten hätten, sondern auch uns Frauen. Außerdem mussten wir strammstehen. Es wurde »Achtung, Achtung!« gerufen. Dann mussten wir alle aufspringen und uns stramm wie Soldaten hinstellen. Die Betten mussten extra schön gemacht werden, als ob sie eine Couch wären. Es ist überhaupt nicht zu schildern, was getrieben wurde. Ganz gleichgültig war es ihnen, den SS-Leuten, doch nicht, in welchem Zustande das Ghetto angetroffen würde. Endlich erschien dann die Kommission, und es herrschte unbeschreibliche Aufregung und Hoffnung. Unser Essen war in diesen Tagen viel reichlicher und besser, es wurde uns aber wieder abgezogen, nachdem die Kommission wieder abgereist war. Hinter das Licht hat sie sich aber doch nicht vollkommen führen lassen, denn als ihnen der Kinderpavillon vorgeführt wurde, sagten sie: »Das sieht doch alles so neu aus!« Nachdem sie abgereist waren, durften die Kinder natürlich nicht mehr in die hellblauen Betten und auch nicht mehr auf die Schaukelpferde. Es wurde sogar verboten, in die Nähe des Pavillons zu gehen. In der Kommission befand sich auch ein Däne, der in der Kaserne einer Bekannten begegnete, mit der er sprechen wollte. Sofort kam aber die SS und verhinderte es. Das soll einen sehr schlechten Eindruck auf die Herren gemacht haben. In herrlich schönen Autos waren die Herren nach Th. gekommen, und es herrschte keine geringe Aufregung, als die Autos auch auf unseren Hof vorfuhren. Es wurde aber nur das vorgelagerte Krankenhaus besichtigt. In unsere Häuser kam niemand und gefragt wurde auch niemand und alle unsere einstudierten Antworten kamen nicht zur Anwendung. Unter den Herren befand sich auch ein Schweizer namens »Dunant«. Er versprach wiederzukommen und er hat Wort gehalten. Der Vorsitzende des Ältestenrates musste jetzt mit »Herr Bürgermeister« angesprochen werden. Er bekam einen neuen Anzug und auch ein Auto wurde ihm gestellt. Das Ghetto hieß jetzt nicht mehr Ghetto, sondern musste mit »Jüdische Siedlung« bezeichnet werden. Mit dem Vorsitzenden vom Ältestenrat unterhielt sich Herr Dunant auf französisch, was die SS nicht verstand. Herr Dunant merkte, daß alles nicht stimmte, und eines Tages erschien er wieder, unangemeldet, in Theresienstadt. –

Aber vor allem diesem war im September 1944 zuerst mit dem Entfernen der Urnen, was ich schon vordem beschrieben habe, begonnen worden. Daran schloss sich das Vernichten sämtlicher Papiere [*an*]. Tag und Nacht brannte das Feuer, in dem alle Unterlagen verbrannt wurden usw.

Und dann begann die furchtbare Tragödie der unausgesetzten Transporte. Das war so entsetzlich, daß ich keine Worte finden kann, um diese Tragik zu schildern. Ein jeder ging angsterfüllt herum und tief traurig über all die Vielen, von denen es jetzt wieder Abschied zu nehmen hieß. (Es sollen annähernd 28000 Personen mit diesen Transporten von Theresienstadt fortgekommen sein.) Zwischen Aufruf, der fast ausnahmslos mitten in der Nacht erfolgte und dem Einfinden an der Sammelstelle (auch einer großen Kaserne) war nur eine ganz kleine Zeitspanne, sodaß kaum jemand in der Lage war, Bekannten eine Benachrichtigung zukommen zu lassen. So erging es mir z.B. mit der Mutter von Ernst, die ich am Tage zuvor noch gesprochen hatte. Als ich am nächsten Nachmittag vorbeikam und nur mal sehen wollte, ob auch alles noch unverändert sei, da waren sie, Frieda Freundlich-Heyman und auch Cousine Mary fort. So ging es mit vielen. Herr und Frau Rubin, mit denen ich mich richtig angefreundet hatte, Emmy Schönwald-Anschel (ihr Mann war bereits in Th. gestorben, wie die meisten Männer, die alle verhungert sind). Ich könnte noch eine lange, lange Reihe von Namen aufzählen. Ich unterlasse es aber und bewahre ihnen nur in meinem Gedächtnis getreues Gedenken. Und dabei ahnten wir nicht, daß alle die Armen dem Tode geweiht waren, denn es hieß, daß alle in ein anderes Ghetto »Birkenau« kämen, was aber mit Auschwitz identisch war, was aber niemand wusste. Wenn die Betroffenen den Aufruf erhalten hatten, mussten sie sich zu einer bestimmten Stunde in einer dafür bestimmten Kaserne mit ihren Sachen (es durfte aber nur soviel mitgenommen werden, wie ein jeder selbst tragen konnte) einfinden. In der Kaserne eingeschlossen blieben die Menschen dann Stunden aber oft noch mehrere Tage, je nachdem was für Beförderungsmöglichkeiten vorhanden waren. Sie wurden dann aus einem rückwärts gelegenen Tor hinaus gelassen, so daß wir sie nicht mehr zu sehen oder gar zu sprechen bekamen. Es war streng untersagt, daß man, wenn man nicht selbst mit zu den Unglücklichen gehörte, die Kaserne betreten durfte. Eines Tages war eine Dame dabei, von der ich mich gern noch verabschiedet und ihr auch noch etwas bringen wollte, sodaß ich mich mit durchgeschlängelt hatte, als der SS-Mann mal gerade nicht hinsah. Als ich aber wieder aus der Kaserne hinaus wollte, war das nicht mehr möglich, sie war abgesperrt, und wer hinaus wollte, musste in ein Büro und sich einen Passierschein holen. Ich war fest davon überzeugt, daß man mich gleich mit dabehalten würde und wusste kaum, was ich schwindeln sollte, um meine unerlaubte Anwesenheit zu begründen. Aber unerklärlicherweise hat man mir geglaubt, und ich konnte wieder fortgehen. Immer und immer habe ich Glück gehabt, um zum Schluss dann doch noch das unsagbare Leid zu erfahren, daß Richard nicht wiedergekommen ist.

Als ob der Himmel sich auch noch gegen die Armen verschworen hätte, ging fast regelmäßig ein Platzregen nieder, wenn sie sich auf dem Hofe aufstellen mussten, sodaß sie schon patschnass in den Zug steigen mussten, wenn sie nach

stundenlangem Herumstehen endlich verladen wurden. Ein Transport folgte dem anderen, es war ganz furchtbar. Wieviele Tausende damals fort kamen, weiß ich nicht genau, es wurde richtig leer im Ghetto, und eine gedrückte Stimmung herrschte, denn jeder betrauerte doch gute Freunde.

Die Juden, die in Theresienstadt gewesen sind und es lebend verlassen konnten, sollten in ihrem Herzen Herrn Dunant ein dauerndes dankbares Andenken bewahren, denn ohne seine große Hilfe würde wohl keiner von ihnen je Th. lebend verlassen haben. Herr Dunant ging durch das Getto, natürlich immer von dem Kommandanten begleitet, den er aber kaum ansah. Als er ihm das gleiche Krankenhaus wieder vorführen wollte, das er schon das Mal vorher besichtigt hatte, sagte er, daß er aus einem anderen Ausgang gehen möchte, und da begegnete er einem Transport von Leuten, die aus anderen Lagern nach Th. gebracht worden waren, als sich die Russen näherten. Diese Armen waren in einem mehr als bedauernswerten Zustande, und Herr Dunant fragte: »Sind das auch Menschen?« Diese Leute waren z.T. vier Wochen unterwegs gewesen, ohne aus dem Viehwagen hinausgekommen zu sein und zu essen erhalten zu haben. So trafen nach einander immer Transporte, einer in noch, wenn möglich, schlimmeren Zustande, als der vorhergehende, ein. Es ist nicht zu beschreiben, wie unterernährt und verkommen diese armen Menschen waren. Wir durften nicht in [*Seite unvollständig, eventuell: ihre Nähe und es war*] erschütternd, wie wir immer um Essen von ihnen angebettelt wurden, obgleich dies streng verboten war. So jammervoll und erbärmlich diese Menschen auch aussahen, ich hoffte immer unter ihnen doch eines Tages Richard zu sehen, – aber leider war es nicht der Fall. In der erlaubten Entfernung ging ich vorüber und spähte und spähte, immer vergeblich. Ein Transport aus Blechhammer war nie eingetroffen, was ich damals aber nicht wissen konnte, denn wir konnten doch mit keinem sprechen. Ende Januar 1945 kam plötzlich ein Transport junger Leute zurück nach Theresienstadt, die in Zossen zur Arbeit gewesen waren und, als die Russen sich Zossen , früher als erwartet, näherten, wurden die Männer wieder nach Th. zurückgeschickt. Auch sie kamen in einem erbarmungswerten Zustande an, es wurde eine Quarantäne über die verhängt und bei Todesstrafe wurde ihnen verboten, etwas zu erzählen, was sie erlebt hatten. –

Um noch einmal auf die Transporte im Herbst 1944 zurückzukommen, will ich nur erwähnen, daß z.B. der erste ein sogen. Arbeitertransport von 10.000 Männern war. Zum ersten Mal wurden die Familien getrennt zum allgemeinen Entsetzen. Wenige Tage nachher hieß es, daß die Frauen und Kinder nachfahren müssten. Alle drei Tage fuhr ein neuer Transport ab (alle sind vergast worden), so das nächste Mal alle Waisenkinder, die bis dahin in Heimen untergebracht waren und dort erstaunlich gut gepflegt worden waren. So ging es weiter den ganzen September und Oktober hindurch. Es war unbeschreiblich traurig. Um ungefähr dieselbe Zeit traf aus Polen ein Kindertransport von 2.000 völlig verwahrlosten Kindern ein. Als sie zur Entlassung nach dem Badehaus geführt wurden, fingen sie entsetzlich zu schreien an und wollten nicht in das Haus

gehen. Sicherlich hatten sie schon Gasöfen gesehen oder von ihnen gehört, denn da wurde den unglücklichen Opfern ja auch gesagt, daß sie baden sollten und ihnen sogar ein Handtuch und ein Stück Seife in die Hand gegeben, und sie aufgefordert, ihre Kleider gut fortzulegen, damit sie sie wiederfänden, wenn sie vom Baden zurückkehren würden. Dabei wusste man – ich meine die gemeinen Schurken –, daß von all den Opfern auch nicht ein einziger den Raum lebend wieder verlassen würde. Auch die armen Kinder sind nebst den Ärzten und Schwestern, die sie betraut hatten, dann in einen Transport gekommen und nie hat man etwas von ihnen gehört. Im Februar 1945 wurden plötzlich ungefähr 1000 – 1200 Personen aufgerufen, sich für einen Transport nach der Schweiz innerhalb von einem Tage fertig zu machen. Trotzdem alle sehr mißtrauisch waren und bezweifelten, daß sie nach der Schweiz kommen würden, so wurden sie doch von allen, die keine Aufforderung erhalten hatten, sehr beneidet, denn ein Jeder hatte doch den Wunsch, Th. zu entfliehen. Nach welchem Maßstabe die Auswahl der Glücklichen getroffen war, konnten wir nie ermitteln. Ich befand mich auch unter den Auserwählten, habe aber freiwillig darauf verzichtet, ich glaube als Einzige unter den Vielen. Es war wohl mit der schwerste Entschluss in meinem Leben. Man sagte, daß in zwei Tagen ein Transport aus Leipzig eintreffen würde, mit Personen aus Mischehen, und ich nahm an, daß mein Bruder Richard dabei sein würde. Sollte ich mich nun retten, in dem Augenblick, in dem Richard nach Theresienstadt kommen könnte, dem ich doch dann in so vielem helfen konnte. Außerdem hoffte ich doch auch, daß mein Junge dahin kommen würde, da immer neue Transporte eintrafen. – Wie alles in Theresienstadt, so spielte sich auch dieser Vorgang in der Nacht ab.

Man hatte zwar seit Tagen schon über einen Transport nach der Schweiz geflüstert, aber etwas Bestimmtes hatte niemand gewusst. Auf einmal wurde ich gegen 24 Uhr wach, weil mir jemand mit einer Blendlaterne ins Gesicht leuchtete. Es war mein Bekannter, Herr Cohn, der mir glückstrahlend sagte, daß er und seine Frau eine Aufforderung für die Schweiz erhalten hätten. Nachdem ich gratuliert hatte, war ich dann wieder eingeschlafen, als sich dasselbe wieder zutrug. »Frau Ems, rasch aufstehen, denn Sie sind auch dabei, und wir müssen uns in einer Stunde zum Registrieren melden.« Ich machte mich schnell fertig und ging mit den anderen zur »Sokolowska«, so hieß das Haus, in dem wir registriert wurden (es war in der Nacht ein Weg von knapp ½ Stunde). Auch Fingerabdrücke etc. wurden da gemacht. Als ich nach langem Warten herankam, stellte sich heraus, daß Herr Cohn vergessen hatte, mir meine Aufforderung zu geben und sie selbst auch nicht mitgenommen hatte. So musste ich gegen 2 Uhr nach der Kaserne zurücklaufen, um mir meinen Schein zu holen. Bis dahin war ich eigentlich noch gar nicht zur Besinnung gekommen und hätte Herr Cohn meine Aufforderung da gehabt, so wäre ich kaum schwankend geworden, sondern hätte mich registrieren lassen. Als ich nun aber, mitten in der Nacht, so ganz allein zurücklief, da ging mir alles durch den Kopf, und ich fragte mich unausgesetzt: »Soll ich oder soll ich nicht?« Es war sehr arg für mich, denn ich wollte mich doch gern retten und auch mit meinen Freunden beisammen bleiben

und wusste absolut nicht, was ich tun sollte. Man hatte mir einen Passierschein ausgehändigt, damit ich wieder eingelassen würde. Als ich nun in der Kaserne bei Licht mir den Schein betrachtete und ihn auch mal herumdrehte, da stand vorgedruckt auf der Rückseite: »Ich verzichte auf die Reise nach der Schweiz.« Das betrachtete ich als einen Wink vom Himmel und ging gegen 3 Uhr wieder hin, und zum größten Erstaunen der Registrierenden verzichtete ich auf die Fahrt nach der Schweiz. – Der Transport aus Leipzig traf auch pünktlich in Th. ein, aber, zu seinem Glück, war mein Bruder nicht dabei, und auch mein Sohn Richard ist leider nie gekommen. Bis heute bin ich mir aber noch nicht klar geworden, ob ich damals richtig gehandelt habe oder nicht!!!

Ich komme mit der Zeit etwas durcheinander und weiß nicht mehr genau, wann sich manches abgespielt hat. Die jüdische Polizei, Ghettowache genannt, stand mit den tschechischen Gendarmen im besten Einverständnis, und durch sie erfuhren wir im Lager, was sich in der Welt zutrug, denn die Tschechen hörten doch alle ausländischen Sender. Natürlich wurden die Nachrichten sehr übertrieben. Bis sie uns erreichten, hatten sich alle Nachrichten sehr verändert, und man stand diesen berichten – »bonkes« genannt, sehr skeptisch gegenüber. Wir konnten doch nichts nachprüfen, denn kein Zeitungsbericht durfte uns erreichen. Wenn ein Paket ankam, so wurde es von jüdischen Beamten geöffnet, unter Kontrolle von tschechischen Gendarmen, und dabei wurde alles Nichterlaubte fortgenommen, sogar das aller kleinste Stückchen Zeitungspapier, in das etwas eingewickelt war. Aber einmal ist ihnen doch ein Blatt entgangen. Und das kam so: Ich hatte aus Leipzig ein Paket geschickt bekommen, in dem sich auch eine kleine Blechdose befand, in die mein Bruder allerhand kleine Fläschchen getan hatte, von denen eine (Glycerin) entzwei gegangen war, und die Dose klebrig gemacht hatte. Der Beamte wollte sie öffnen, aber das ging nicht gleich, und statt, wie es sonst in solchen Fällen vorkam, sie einfach fortzunehmen, ließ er sie mir erstaunlicherweise. Als ich sie nun zuhause aufmachte, war darin ein Stück Zeitung enthalten, in das die Fläschchen eingepackt waren, das einen Bericht über die Tat am 20. Juli enthielt, und auf dem die Namen genannt waren, von all den Männern, die hingerichtet worden waren. Die Nachricht von dem missglückten Attentat war natürlich auch zu uns gedrungen, aber es hatte keiner sich einen rechten Begriff davon machen können. Und nun auf einmal ein gedruckter Bericht. Das war ein Ereignis!

Obgleich das Blatt durch das ausgelaufene Glycerin ganz schmutzig war, so ging es doch von Hand zu Hand und wanderte durch die Kaserne, denn die Männer vor allem wollten es lesen. Dann habe ich es mir aber doch wieder geholt, denn wenn einer damit gefasst worden wäre, so hätte es mich doch das Leben gekostet. Ich habe das Blatt völlig vernichtet, sodaß man mir nichts mehr hätte beweisen können. Es ist aber sowieso nichts passiert.

Eines Nachts große Aufregung. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Deutschland sich ergeben hätte. Alles lärmte und jubelte, die Leute tanzten auf der Straße, umarmten sich und waren außer Rand und Band. Aber leider stimmte es nicht. Die SS ließ Maschinengewehre auffahren, drohte mit Erschießen, die Männer, die sich auf der Straße befunden hatten, mussten an ihr vorbeimarschieren und waren jeden Augenblick darauf gefasst, totgeschossen zu werden. Aber es geschah nichts und blieb bei der Drohung, aber es herrschte nachdem eine sehr gedrückte Stimmung. Dann aber erschien wieder als »rettender Engel« Herr Dunant. Anschläge teilten uns mit, daß er vorläufig in Theresienstadt bleiben würde, und daß wir von jetzt ab unter seinem Schutz stünden, denn das Schweizer Rote Kreuz interessierte sich für uns. Das war wenige Wochen vor dem endgültigen Zusammenbruch. Vordem war noch eine sehr heftige Flecktyphusepidemie ausgebrochen, die viele Opfer verlangt hat, und vor der wir alle Angst hatten. Trotz strengster Maßnahmen dauerte sie sehr lange an. Auch noch nach unserer Befreiung waren große Absperrungen. Durch die Anwesenheit von Herrn Dunant wurde der letzte Anschlag auf uns verhindert. Es waren drei Gasöfen gebaut worden, die etwas zu spät fertig wurden, denn keiner von uns sollte Th. lebend verlassen können. Es wurde erzählt, daß der Kommandant Ram (*Rahm*) Herrn Dunant entgegengeeilt wäre und ihn auf die Gefahr, die uns drohte, aufmerksam gemacht hätte und daß infolgedessen Herrn Dunant, früher als beabsichtigt, in Th. eingetroffen wäre und dadurch unseren Gastod verhindert hätte. Es hieß auch, daß diesem Kommandant die freie Zuflucht nach der Schweiz als Anerkennung dieser Tat gestattet worden sei. Ob das der Wahrheit entspricht, entzieht sich meiner Kenntnis.

Am 7. Mai 1945 eröffnete auf einmal die SS ein arges Feuer gegen Th. Sie hatte das ganze Ghetto mit Maschinengewehren umstellt und schoss wie toll. Dabei sind auch einige Todesfälle vorgekommen und Häuser zerschossen worden. Sie kamen uns damals sehr arg vor, aber was sind sie gegen die Trümmer gewesen, die ich nachdem in dem so furchtbar zerschossenen Dresden und dann in Berlin gesehen habe. Und dann kam die Erlösung. Auf einmal hieß es: »Die Russen kommen!!!« In der Nacht vom 7. zum 8. Mai, gegen 23 Uhr, zogen die Russen an Th. vorüber. Sie kamen von Dresden und zogen nach Prag. Mit einem unbeschreiblichen Jubel wurden die Soldaten begrüßt, die unseren Jubel erwiderten. Der Vorbeimarsch dauerte mehrere Tage. Dabei warfen die Soldaten Zigaretten, Konserven, Brot etc. ab. Um all diese Dinge entstand immer ein arger Kampf unter den Ghettoleuten, und es ist mehrfach vorgekommen, daß dabei einer tödlich verunglückt ist. Nun wurden die Tore geöffnet, und wir

durften auch außerhalb des Ghettos sein. Jetzt lief, wer einen Passierschein erhielt, auf die in der Nähe befindlichen riesengroßen Rhabarberfelder oder in die Erdbeerplantagen. Wir konnten uns bei den Russen einen Schein holen, mit dem wir auch in andere Ortschaften wandern konnten, so z.B. in das in der Nähe gelegene, sehr hübsche Städtchen Leitmeritz. Dort konnten wir Einkäufe machen, Obst besorgen usw. und frei in einem Restaurant zu Mittag essen. Kann sich jemand von diesen Gefühlen eine Vorstellung machen, die wir dabei hatten?! Auf dem Wege kamen wir auch an dem Zusammenfluss der Elbe und Eger vorbei, landschaftlich wunderschön. Jetzt wurden wir gut versorgt, bekamen reichlich zu essen, und es begann für uns eine sehr erträgliche Zeit. Damals ahnte ich ja auch noch nichts von meinem großen Unglück und wartete von einem Tage zum anderen, daß ich Nachricht aus Leipzig oder Berlin erhalten und auch etwas über Ri erfahren würde. Aber nichts kam, und so änderte ich meine Absicht, von Th. nach Leipzig zu fahren. Ein jeder hatte angeben müssen, wohin er befördert werden wollte, und ich hatte Leipzig angegeben. Als ich aber keine Nachricht erhielt, befürchtete ich, daß Richard und Muckchen [2. arische Ehefrau von Richard Frank, dem Bruder von H. Ems] sich vielleicht nicht in Leipzig aufhalten könnten und ich änderte meine Pläne noch um. Dann bekam ich von Hans und Kitty die Aufforderung »zunächst« bei ihnen abzusteigen und daraus ist für sie leider ein Dauerzustand geworden. Nun fuhren täglich die herrlichsten Autos in Th. ein und die Tschechinnen wurden von ihren Männern abgeholt. Aber nach einiger Zeit sandten auch die Städte Hamburg, Kassel, Jena, Leipzig etc. große Autobusse, um ihre Leute abzuholen. Nur Berlin rührte sich nicht. Immer wieder warteten wir vergeblich. Ich habe aber noch etwas zu berichten vergessen. Oberhalb unserer Kaserne befand sich ein herrlicher Dachgarten, auf den wir im letzten Jahr hinaufsteigen durften und von dem aus man einen unbeschreiblich schönen Rundblick auf das Gebirge und unzählige kleine Ortschaften hatte.

Seit meiner letzten Niederschrift sind viele Monate vergangen, nie mochte ich mich zu Weiterschreiben aufrufen, aber heute werde ich versuchen, dieses Schriftstück zu beenden.

Ich muss nun zunächst noch etwas umändern, denn ich hatte von dem Kommandanten Rahm berichtet, daß er freies Geleit nach der Schweiz erhalten hätte. Das stimmt aber nicht, er ist nach der Schweiz geflohen, an der Grenze aber geschnappt worden und im Sommer 1947 in Leitmeritz (Tschecho) vor ein Volksgericht gestellt worden. Es hat ihn zum Tode verurteilt. Auch zwei andere Kommandanten von Th. sind zum Tode verurteilt worden. Der Kommandant Karl Rahm wurde für die Deportation von 26.000 Insassen des Ghettos verantwortlich gemacht, von denen nur 1.800 am Leben geblieben sind. –

Ich will nicht ausführlich davon berichten, daß wir so gehungert haben, daß wir uns aus dem Müll Kohlblätter etc. heraussuchten und uns diese zubereiteten. Diese kamen aus der Küche des Krankenhauses, das ja unserer Kaserne vorgelagert war. Auch über das lange Anstehen nach Essen bei Wind und

Wetter berichte ich nicht, ebenso wenig über all das Primitive. Sein Essen immer nur mit dem Löffel aus dem Topf einnehmen zu können, seine Wäsche nur in kaltem Wasser zu reinigen, zuerst am Brunnen mitten im Winter, das war alles sehr schlimm. Im letzten Jahr war zwar eine große Besserung zu bemerken, denn wir konnten alle paar Monate etwas Wäsche in eine Waschanstalt geben, eine Erleichterung, die wunderbar war, denn nun brauchte man sich doch nicht mehr mit der Bettwäsche abzuquälen. Die letzten Monate in Theresienstadt waren sehr erträglich. Trotzdem mir im allgemeinen das Publikum dort nicht zusagte, so hatte ich doch einige sehr liebe Menschen kennengelernt und neue Freundschaften geschlossen. Aber zu meinem größten Kummer sind die meisten in einen Transport gekommen, und meine Hoffnung, daß doch einer oder der andere gerettet zurückkommen würde, ist leider nie erfüllt worden. Auch in den Transport nach der Schweiz sind Freunde gekommen und durch ihre Weiterwanderung in andere Länder nur noch schriftlich mit mir in Verbindung. Über all die vielen, die mir nahestanden und die ich sterben sehen musste, Frau Hahn, Paula Wertheim, Frau Chajes, Frau Laura Plaut, Fred Bon usw. will ich nichts berichten. Ich müsste sonst eine lange Reihe mir sehr lieber Personen aufzählen. Es war ein ständiges innerliches Abschiednehmen, das einen ständig zermürbte. Ein trauriges Ende hat Franziska Salomon genommen, die an Alterstuberkulose gestorben ist. Ich hatte zwar das Gefühl, als ob ihr ihr Zustand und auch die Unterbringung im Krankenhaus garnicht mehr zu Bewusstsein gekommen war. Für mich aber waren die Besuche bei ihr, in den letzten Wochen ihres Daseins mit das Entsetzlichste, was ich in Theresienstadt erlebt habe, und ich werde die Eindrücke nie vergessen können.

Es fand dann noch nach unserer Befreiung ein Transport statt, zu dem sich jeder melden konnte, der Verwandte im Ausland hatte. Angeblich sollte dieser Transport auch nach der Schweiz gehen, aber er ist nach Deggendorf (Bayern) gekommen. Es hatten sich viele Menschen dazu gemeldet, die überhaupt keine Verwandten im Ausland hatten und das nur schwindelten, um nach der Schweiz zu kommen. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht, weil ich mit niemandem dort mehr in Verbindung stehe.

Als wir das Ghetto verlassen durften, habe ich mir die »Kleine Festung« von außen angesehen, in der sich soviel Grausiges zugetragen hatte. Es war ein fest ummauerter großer Komplex niedriger Gebäude in unmittelbarer Nähe von Theresienstadt, aber außerhalb des Ghettos. Unendlich viele Häftlinge waren da untergebracht, nicht nur Juden. Wir konnten sie von weitem sehen, wenn sie zur Arbeit geführt wurden, oder am Abend, wenn sie zurückkamen.

Täglich wurde Th. leerer, denn ein großer Autobus nach dem anderem holte die Leute zurück, in die Städte, aus denen sie einst verschleppt worden waren. Zuletzt waren nur noch die Berliner und Kranke in Th. Für die Berliner kam aber kein Autobus, um sie zu holen, und so wurde ein Zug zusammengestellt,

der alle miteinander nach Berlin bringen sollte. Da aber statt 35 Waggon, die eigentlich zusammengestellt werden sollten, nur 19 vorhanden waren, so mussten die Menschen elend zusammengepfercht werden, und der Transport nach B. muss sehr arg gewesen sein. Ich war, wie so oft zu der Zeit, mal wieder krank, sodaß ich mich nicht an dem Transport beteiligt habe. Ich tat es auch darum nicht, weil mir von »maßgebender Seite« gesagt wurde, daß in wenigen Tagen noch ein Zug nach Berlin fahren würde, was aber nicht der Fall war.

Da die Tschechen aber die Räumung des Ghettos bis zum 17. August verlangten (der große Transport war am 8. August gefahren), so entschloss ich mich, mit einigen Bekannten auf eigene Kosten in einem größeren Autobus nach Berlin zurückzufahren. Ein Autobesitzer machte sich diesen Extraverdienst. Da ich 1. die letzten Jahre Ghetto-Geld erhalten hatte, das aber nur zum Teil ausgezahlt wurde, das andere kam auf ein Konto auf der Bank und wurde uns, zu unserem Erstaunen, bei der Abwanderung, in deutsches Geld umgerechnet, ausgezahlt und 2. in meiner Eigenschaft als Zimmerälteste von den Russen Gehalt erhalten hatte, so war ich in der Lage, mir diese Reise leisten zu können. Diese Fahrt über das Mittelgebirge war ein ganz großer Genuss. Wir hatten gutes Wetter. Von den Russen waren wir vor unserer Abfahrt noch reichlich mit Lebensmitteln versorgt worden, sodaß wir unterwegs nicht zu hungern brauchten. Bedrückend bei der wirklich schönen Fahrt war nur der ununterbrochene Anblick von zerschossenen, abgestürzten Fahrzeugen jeglicher Art, von den kleinsten Autos, bis zu den größten Tanks, und das bereitete uns schon auf den furchtbaren Anblick vor, den uns Dresden bot. Wenn wir auch darüber schon gehört hatten, ungesehen konnte man sich keine Vorstellung von diesem Zustand machen. Es war erschütternd. Dieses schöne Dresden, die ganze Innenstadt mit diesen herrlichen Bauten ein einziger Trümmerhaufen. Das Auto brachte uns nur bis Dresden, von dort wollten wir mit der Bahn weiterfahren, was aber leider nicht möglich war, da nur alle zwei Tage ein Zug von Dresden nach Berlin fuhr und an dem Tage gerade nicht. Wir irrten durch Dresden bis wir im Roten Kreuz für die Nacht ein Unterkommen fanden. Es waren sehr kinderreiche Frauen da, und es war an und für sich kein Genuss. Da es aber sauber war und wir uns legen konnten, so waren wir glücklich über die Unterkunft. Am anderen Tage mussten wir schon um 13 Uhr an der Bahn sein, um einen Platz zu bekommen, der Zug sollte aber erst um 20 Uhr fahren. Es wurde aber 22 Uhr bis er abfuhr und statt am nächsten Morgen um 7 Uhr in Berlin anzukommen, traf er erst am Abend um 10 Uhr ein. In der Nacht konnte man natürlich nicht schlafen, denn 1. saß man viel zu eng im Abteil, als daß es möglich gewesen wäre und 2. wurden wir entsetzlich von Mücken gequält und gestochen. Es gab natürlich keinerlei Beleuchtung, aber als es Morgen wurde, bemerkten wir zu unserem Schrecken, daß es nicht Mücken sondern Wanzen waren, die noch auf unseren Sachen saßen und uns so zerstoßen hatten. Das war eine fürchterliche Entdeckung. Nach den »Wanzenjahren« in Th. hatten wir gehofft, ohne dieses Ungeziefer nach Berlin zu kommen und nun das! Die

Ankunft in Berlin war der tief traurige Abschluss der so bösen Jahre. Unter strömendem Regen kamen wir an, und ich gehörte doch zu den wenigen, die niemand hatten, der ihn in Empfang nahm. So blieb ich mit noch 3 Frauen auf unseren Koffern auf dem Bahnsteig sitzen, bis ein offener Lastwagen aufgetrieben wurde, mit dem wir, im strömenden Regen auf dem Koffer sitzend, vom Görlitzer Bahnhof durch halb Berlin nach der Iranischen Straße befördert wurden, und da der Sturm uns verhindert hatte, den Schirm aufzuspannen, so kamen wir patschnass endlich im Altersheim an.

Eigentlich war die traurige Ankunft nur der Anfang von dem so furchtbar Traurigen, das mir hier zur Gewissheit werden sollte, daß Ri nicht zurückgekehrt war. Bis dahin hatte ich immer noch gehofft und mit einem Wiedersehen gerechnet.

Aber nicht nur auf Richards Heimkehr wurde gehofft. Hans Gumpert wartete auf die Rückkehr seiner beiden Brüder Fritz und Erich, über deren Schicksal er nie ein Wort erfahren hat. Fritz wurde von seiner Arbeitsstätte fortgeholt. Auch auf viele seiner Verwandten wartete er vergebens.

Ich hoffte noch auf die Rückkehr von Anita Frank, ein besonders hübsches, liebes Mädchen. Ich war öfters in Theresienstadt, wo sie Säuglingsschwester war, mit ihr zusammen und habe mich immer gefreut, wenn ich sie gesehen habe. Sie kam in einem der vielen Transporte im Oktober 1944 mit fort und soll angeblich in Bergen-Belsen gestorben sein. Zurückgekehrt sind dann auch nicht Marianne Frank, Claire soll in einem KZ gestorben sein, wo, unbekannt. Fritz Frank nebst Frau und Söhnchen, 2Jahre alt. Gertrud und Dora Loeb. Klaus Berliner, Dorotheas Sohn, Enkel von Alfred Frank. Lene Kaufmann mit Helmut und Rudolf, 17 und 13 Jahre alt. Bertha Kaufmann ist im Jahre 1943 in Minsk erschossen worden. Von Ludwig Kaufmann und seiner Frau hat man auch nie wieder etwas gehört. Sie waren nach dem Osten gekommen. Ich könnte die Liste der vergeblich Erwarteten noch unendlich weit fortsetzen. Es gibt wohl kaum eine jüdische Familie, die nicht das gleiche Schicksal betroffen und die nicht vergeblich gehofft hätte.

Da Hans und Kitty mir eine Unterkunft angeboten hatten, so versuchte ich am anderen Vormittag, nach Charlottenburg zu kommen, aber das war völlig unmöglich, da fast keine Bahnen fuhren. Auch ein Schupo, an den ich mich wandte, konnte mir keinen Rat geben. Am Nachmittag versuchte ich es auf eine andere Art, in der Hoffnung, mit einem Autobus fahren zu können, aber auch das war nicht möglich. Endlich am folgenden Tage konnte ich mit Laufen von großen Strecken, da die Verbindungen fehlten, von der Iranischen Straße nach stundenlangem Wandern nach der Mommsenstraße kommen. Für Euch, liebe Gerti und Gerhart, die Ihr Berlin genau kennt, will ich die Fahrt im August 1945, von der Iranischen Straße aus beschreiben. Mit der Elektrischen bis zum Bahnhof Gesundbrunnen, von da mit der Stadtbahn zum Bahnhof Alexanderplatz, von da zu Fuß zur U-Bahn Klosterstraße, dann fahren bis Inselstraße. Wieder zu Fuß nach der U-Bahn Spittelmarkt. Fahren

bis Potsdamer Platz. Wieder zu Fuß zur U-Bahn Kurfürstenstraße, fahren bis Uhlandstraße und von da dann endlich nach der Mommsenstraße 56, wo ich dann von Hans und Kitty in der herzlichsten Weise aufgenommen wurde. Ich war gerührt über soviel Güte und Liebe, wovon ich doch völlig entwöhnt war. Ein hübsches Zimmer wartete auf mich. An der Wand hing das Bild vom Großvater, das Hans für mich gerettet hatte. Wie mir bei diesem Anblick zumute war und wie von Herzen dankbar ich Hans für diese große Aufmerksamkeit war, das kann ich nicht mit Worten schildern. Abgefahren bin ich von Theresienstadt am 15. August, was ich als einen Glückstag ansah, da mein Enkel Michael an diesem Tage 10 Jahre alt wurde. Am 17. traf ich in Berlin ein und am 19. bei Gumperts, deren unveränderte Güte, Gastfreundschaft und Liebe ich immer noch in Anspruch nehme. Für meine Dankbarkeit fehlen mir die Worte. Ich muss nur immer daran denken, wie es mir ergehen würde, wenn sie sich meiner nicht so wunderbar angenommen und sich als wahre Freunde gezeigt hätten und immer wieder zeigen. Über das völlig veränderte, verbombte Berlin, ohne Verwandte und Freunde, schreibe ich nichts. Es ist nicht wiederzuerkennen, und ich würde froh sein, wenn ich es vielleicht noch einmal verlassen könnte. So beende ich meinen Bericht über die traurigsten Jahre meines Lebens. Es gibt noch so vieles, was ich erzählen könnte, da aber alles für andere wenig fesselnd ist, genauso wie es wahrscheinlich diese Mitteilungen sein werden, die ja nicht ein einziges, interessantes Ereignis enthalten, so will ich schließen, denn über meinen Kummer und Schmerz wegen der Vielen, die nicht zurückgekommen sind, will ich mich nicht mehr äußern und nur hoffen und wünschen, daß die jetzt heranwachsende Generation, die für mich in der entzückenden, begabten Gaby, die mein Enkelersatz ist, verkörpert wird, von all dem Leid nichts mehr spüren soll und einer schönen, glücklichen Zukunft entgegengeht und nur als ein »Trauriges Märchen« die Erzählungen anhören wird, die man ihr von den furchtbaren Jahren berichten wird.

Charlottenburg, den 16. Juli 1947

(Die Abschrift der Erinnerungen folgt der damaligen Rechtschreibung. M.W.)

Mrs. Ch. Levy

Red Bank

Da man mir zum Vorwurf gemacht hat, daß ich nicht genügend über all das Schlimme berichtet hätte, das die Nazis sich ausgedacht hatten, um uns Juden zu quälen, so füge ich noch einige Worte als Ergänzung hinzu. Über die Abgabe von Silber, Schmuck, Pelzen, elektrischen Geräten habe ich schon kurz

berichtet, aber nicht erwähnt, daß wir auch unsere Rundfunkgeräte abgeben mussten. Plötzlich, am Versöhnungstage, erschien überall die Gestapo und verlangte die sofortige Abgabe unserer Apparate, die wir selbst zur Polizei bringen mussten. Da viele Leute an diesem Tage in der Synagoge waren, so drangen sie da ein und zwangen die Männer sofort das Gotteshaus zu verlassen, um ihr Radio abliefern zu können. – – – »Wir« durften kein Kino, kein Theater mehr besuchen, in kein Restaurant oder Café gehen. Das Telefon war uns auch genommen worden und nicht einmal eine auf der Straße befindliche Telefonzelle durften wir benutzen. Keine Leihbücherei stand uns mehr zur Verfügung. Wir durften mit keinem Verkehrsmittel fahren, und was das in einer so großen Stadt wie Berlin bedeutet, das kann sich wohl ein Jeder vorstellen. Einkaufen durften wir nur zu einer bestimmten Stunde, von 16 – 17 Uhr, aber von den Lebensmittelkarten, die ein Jeder erhielt, (die Lebensmittelkarten und auch die einzelnen Marken waren mit einem »J« gestempelt) durften den Juden nicht alles geliefert werden, so bekamen wir keinen Kaffee, keine Butter, Käse etc. Keine Grünfläche wie Grunewald, Tiergarten, Preußenpark u.s.w. durften wir betreten und uns auch nirgends mehr auf eine Bank setzen, es sei denn, daß auf einer Bank mit Farbe »für Juden« geschrieben war, das war aber nur im Anfang, später fand man solche Bank nirgends mehr. Selbst die kleinsten Kinder durften keinen Spielplatz betreten. Für sämtliche Verordnungen wählten die Lumpen stets Feier- oder Sonntage, am liebsten die jüdischen Feiertage, sodaß man schon zitterte, wenn solch ein Tag in Sicht war und sich fragte, was die sich nun wieder für Schurkereien ausgedacht hätten, um uns zu quälen. Über die sogenannte »Kristallnacht«, in der die Volksseele kochen musste, um möglichst sämtliche jüdischen Geschäfte zu berauben, das war im November 38, dem Boykott der jüdischen Geschäfte vordem, dann ihre völlige Vernichtung oder Arisierung, will ich nicht ausführlich berichten, denn das ist ja allgemein bekannt. Alle Frauen mussten sich den Namen »Sara«, die Männer »Israel« zulegen, und wir durften keinerlei Unterschrift ohne diesen Beinamen geben. Im September 1941 wurde dann verordnet, daß wir einen »Judenstern« auf der linken Brustseite tragen müssen. Das war ein Stück gelber Stoff, auf dem »Jude« in schwarz gedruckt war. Da ein jeder nur einen Stern, im günstigsten Falle 2 Stück, erhielt, diese aber angenäht, nicht nur angesteckt sein mussten, so war es ein ewiges Annähen und Abtrennen, und trotzdem konnte es passieren, daß man sich schnell mal umzog und dabei vergaß, den Stern auch wieder zu befestigen. Wer dabei ertappt wurde, der konnte gewiß sein, daß er einem der nächsten Transporte nach Polen zugeteilt würde, die im Oktober 41 ihren Anfang genommen hatten. Diese Sterne mussten auch an der Wohnungstür angemacht werden, damit man gleich von außen sehen konnte, daß sich da Juden befanden. Viele Straßen durften wir nicht mehr betreten, nicht einmal überqueren. –

Ich habe das noch aufnotiert, damit die Jugend, die von allen diesen Gemeinheiten keine Ahnung haben kann, später doch einmal lesen kann, was die entsetzlichen Nazis sich alles ausgedacht hatten, um die Juden zu quälen. – –

Mir wurde auch gesagt, daß ich die Zustände in Theresienstadt zu »rosig« geschildert hätte und vor allem nicht genügend über die so mangelhafte Ernährung geschrieben hätte, an der besonders die Männer zu Grunde gegangen sind, die zur Mehrzahl verhungert sind. Auf Verlangen einer Kommission wurden wir gewogen (mein Gewicht war zu dieser Zeit 41kg mit Kleidern, Schuhen etc. gewogen), Blutdruck gemessen und dergleichen mehr, aber eine Änderung in der Ernährung fand trotzdem nicht statt, – – bis die Russen uns erlösten und auch für eine bessere Beköstigung sorgten. Es wurde auch von den »Theresienstädtern« beanstandet, daß ich nichts über die Siechenzimmer und die Marodestation erzählt habe, die in unserer Kaserne waren, und über die man so VIEL berichten könnte. Auch die Irrenanstalt, die ebenfalls in unserer Kaserne sich befand, habe ich unerwähnt gelassen. Es war entsetzlich diese Kranken ständig sehen zu müssen, wenn sie sich im Freien, hinter Gittern, aufhielten und ihr furchtbares Geschrei zu hören. Ich kann aber über alles Dieses nicht ausführlich berichten, denn dann würde ich mit meinen Erzählungen wohl niemals zum Schluß kommen.

Hedwig Ems



Copy

Frau Martha Cohn, Lausanne, Camp Tour Haldinand schreibt (abgeschr. v. Edith Scheinmann verw. Rosenzweig geb. Hahn)

Frau Hedwig Ems war in Theresienstadt meine innigst geliebte Freundin. Sie hatte auch die Weisung zum Schweizer Transport zum 5. Febr. bekommen, hat es aber abgelehnt, da sie immer befürchtete und hoffte, dass ihr Bruder R. Frank aus Leipzig nach dort deportiert werden würde, und sie dann womöglich nicht anträfe. Dann wollte sie sich auch nicht soweit von ihrem Sohn entfernen, der wohl im Frühjahr 42 nach Polen deportiert wurde. Die Arme weiss ja Gott sei Dank noch nicht von der Katastrophe in Polen, wir waren in Th. hermetisch von allem abgeschlossen. Es gab für uns weder Zeitungen noch Radio sondern nur »Bonkes«, ein Theresienstädter Ausdruck für Erfindungen etc. Ich kann Sie aber sonst über ihr Ergehen sehr beruhigen. Wir haben lange Zeit dicht nebeneinander geschlafen wie Eheleute aber im Oberstock und sie konnte mit ihren 76 Jahren genau so gut klettern wie ich, die ich 10 Jahre jünger bin. Sie ist überhaupt derart agil und frisch, geht aufrecht und rasch wie eine 50jährige, übt noch ihr gar nicht so leichtes Amt als Zimmerälteste-Stellvertreterin aus und wird ob ihrer Güte und Gerechtigkeit sehr verehrt. Für die Kranken sorgt sie rührend, holt ihnen das Essen und läuft und rennt den ganzen Tag. Wenn sie einmal ein paar Tage unpässlich war, sie neigte etwas zum Durchfall, so bedurfte es meiner ganzen Überredungskunst sie im Bett zu halten. Wir waren beide über den Abschied sehr unglücklich, sie begleitete meinen Mann und mich

noch frühmorgens um 4 Uhr ins Sammellager und besuchte mich nochmals um 9 Uhr. In den letzten Monaten hatten wir, da mein Mann als Elektro-Ingenieur einen sehr verantwortungsvollen Posten hatte, eine eigene Wohnung, blieben aber auch G.s.D. nebeneinander, sodass wir uns nicht zu trennen brauchten, meine geliebte Freundin war im Gegenteil tägl. 5-6 mal bei mir, wärmte und (behegte? behagte?) sich sehr und half mir noch, da ich dort sehr leidend wurde.